Band 863 ● 2.20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

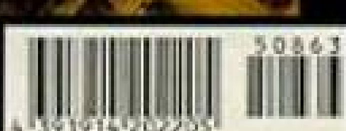
JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Sirene von Atlantis

Band 863 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Die Sirene von Atlantis

John Sinclair Nr. 863

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 17.01.1995

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Die Sirene von Atlantis

Mitten in der Nacht wachte Kara, die Schöne aus dem Totenreich, auf.

Sie blieb bewegungslos auf dem Lager liegen, lauschte nur und wartete darauf, etwas Verdächtiges zu hören oder zu sehen.

Das war nicht der Fall.

Die Stille war normal, abgesehen von den Atemzügen der beiden anderen Schläfer, aber trotzdem mußte etwas passiert sein, sonst wäre sie nicht erwacht.

Kara ließ Zeit vergehen.

Sie konnte an diesem Ort, der unter dem Namen *flaming stones* bekannt war, sicher sein.

Zumindest vor menschlichen Angriffen, denn dem menschlichen Auge waren die Flammenden Steine verborgen geblieben.

Sie lagen geschützt irgendwo in Mittelengland, waren aber nicht sichtbar.

Die dunkelhaarige Frau war keineswegs beruhigt, als sie nach einer Weile keinen unbekannten Laut vernommen hatte.

Im Gegenteil, die innere Uhr konnte sie nicht getäuscht haben, und so rollte sie sich von ihrem Lager auf die Seite, um aufzustehen…

Sie, Myxin, der Magier, und der Eiserne Engel schliefen und bewohnten eine große Blockhütte inmitten dieses Kleinods, das von vier mächtigen, säulenartigen und magischen Steinen geprägt wurde. Ihretwegen hatte dieses Gebiet auch den Namen flaming stones bekommen. Wenn sich die Steine einmal mit magischer Energie füllten, dann glühten sie auf, als befände sich Feuer in ihnen.

Kara stand.

Sie schaufelte ihr langes Haar zurück. Als Schlafgewand trug sie ein langes, fast durchsichtiges Etwas, das bis zu den Knöcheln reichte, darunter nur einen Slip. Ohne es zu wollen, bot Kara einen aufregenden Anblick.

Sie ging auf die Tür zu, öffnete sie und trat hinaus in die Nacht.

Bevor sie die Tür schloß, warf sie noch einen Blick zurück. Die Umrisse der beiden anderen malten sich in ihren Betten ab. Einmal der kleine des Magiers, zum anderen der wesentlich größere des Eisernen Engels.

Es war eine Nacht, in der Kara nichts auffiel. Sie hörte das Murmeln des Bachs, dessen kristallklares Wasser mitten durch das Gebiet der Flammenden Steine floß, und sie sah auch die Schatten der mächtigen Säulen, die sich vor der Dunkelheit abhoben.

Zwischen ihnen befand sich die eigentliche magische Zone der Flammenden Steine. Zwar schützte die Magie auch das übrige Gebiet, aber zwischen den Steinen war sie besonders intensiv, so stark, daß oft genug die Regeln der Physik aufgehoben wurden und Zeiten, wenn die Steine aktiviert wurden, zusammenschmolzen.

Da gelang es dann, in die Vergangenheit hineinzuschauen und sie sogar in die Gegenwart zu holen, denn all dies hing mit der fernen Kraft eines längst versunkenen Kontinents zusammen, mit Atlantis, wo die Steine einmal ihren Ursprung gehabt hatten.

Atlantis war vergangen, zurück waren Reste geblieben, verteilt auf der Welt, und nicht nur unsichtbar bei den Flammenden Steinen.

Es gab in diesem Gebiet so gut wie keine Jahreszeiten. Alles lief glatt und wunderbar ab. Die atlantische Magie hatte so etwas wie ein kleines Paradies geschaffen, und das wurde nun von den drei hier ansässigen Personen weidlich ausgenutzt.

Sie fühlten sich als Kämpfer der guten, wenn auch manchmal

verlorenen Rasse. Denn nicht nur das Positive aus dem alten Kontinent hatte überlebt, leider auch viel Negatives, deshalb waren die drei immer wieder auf der Hut, um auch ihre menschlichen Freunde um John Sinclair warnen zu können, wenn es zu einer Auseinandersetzung kam.

Kara, die Schöne aus dem Totenreich, die mehr als zehntausend Jahre verschollen gewesen war, verfügte über sehr sensible Antennen für gewisse Vorfälle. Auch hier war sie nicht ohne Grund aus dem Schlaf erwacht. Es mußte etwas vorgefallen sein, das ihr Unterbewußtsein gewarnt hatte.

Aber was?

Einige Schritte vor dem Eingang der Blockhütte war sie stehengeblieben. Sie trug keine Schuhe. Ihre Füße verschwanden im hohen Gras. Sie legte den Kopf zurück, um zum Himmel zu schauen, doch auch er gab ihr kein Zeichen. Er war dunkel, und bei genauerem Hinsehen entdeckte sie die dünnen Wolkenfelder, die sich vor das Blaugrau geschoben hatten.

Was und wo war es passiert?

Kara konzentrierte sich auf die Steine. Es war für sie die einzige Möglichkeit. Sie mußten etwas empfangen haben, ein Signal, einen magischen Funkspruch, möglicherweise aus einer fernen Vergangenheit, und die Steine hatten ihn zu ihr weitergeleitet, so intensiv, daß sie aus dem Tiefschlaf erwacht war.

Sie ging hin. Nicht sehr schnell, sondern zögernd, abwartend und vorsichtig, als könnte sie jeden Augenblick durch irgendeine Aktion überrascht werden.

Karas Sorgen waren unbegründet. Niemand griff sie an. Es passierte auch sonst nichts, die Stille wurde nicht unterbrochen. Die Nacht behielt ihre Geheimnisse für sich.

Die Steine bildeten ein Quadrat. Und sie waren durch diagonal laufende Linien miteinander verbunden, die allerdings nur dann sichtbar wurden, wenn sich die Steine magisch aufluden und somit aktiviert wurden.

In dieser Nacht war das nicht geschehen.

Still ragten sie in die Dunkelheit hinein, als wollten sie über das Gebiet wachen.

Karas Mißtrauen blieb.

Bevor sie den inneren Zirkel betrat, schaute sie sich die Steine der Reihe nach an. Sie ließ ihre Blicke an den dunklen Säulen in die Höhe gleiten, aber auch dort oben zeigte sich nicht die Spur einer Veränderung. Sie blieben dunkel.

Kara berührte den Stein. Oft genug konnte sie spüren, wenn sich etwas tat. Da gaben die Steine dann die Vibrationen ab, die sie möglicherweise in einer tiefen Vergangenheit aufgenommen hatten

und nun weitertransportierten.

Auch das war nicht der Fall.

Die Schöne aus dem Totenreich zeigte sich schon irritiert. Sie wollte einfach nicht wahrhaben, daß man sie grundlos aus dem Schlaf geweckt hatte. Es mußte einfach etwas gegeben haben, das auch oder ausschließlich nur mit ihr zusammenhing, denn Myxin und der Eiserne waren nicht erwacht. Also ging es nur sie, Kara, etwas an.

Aus diesem simplen Grund wollte Kara die beiden auch nicht wecken. Sie mußte dieses Rätsel allein lösen, und sie wußte auch schon, wie sie das tat, denn stark genug fühlte sie sich.

Nur wenige Schritte brauchte sie, um den inneren Zirkel, den Sammelpunkt der Magie, zu betreten. Sie hatte nicht vor, die Steine zu aktivieren, dann hätte sie noch einmal zurückgehen und das Schwert mit der goldenen Klinge holen müssen. Es war ein Erbstück ihres Vaters, und es konnte nur von ihr oder einer anderen gerechten Person geführt werden.

Kara war auch ohne einen besonderen Grund geweckt worden, und diesen Ruf mußte sie einfach im Zentrum der Steine finden. In der Mitte blieb sie stehen, und zwar dort, wo sich die beiden Diagonalen trafen.

Der Schnittpunkt war die Zone einer sehr intensiven, alten atlantischen Magie, die sich auch über die lange Zeit hinweg vorzüglich gehalten hatte. Wenn es eine Chance gab, etwas über das plötzliche Wecken herauszufinden, dann an dieser Stelle.

Kara wartete.

Geduld gehörte zu ihren Tugenden. Nur wer Geduld aufbrachte, konnte je zu einem Ziel gelangen, und sie wollte es endlich wissen.

Sie konzentrierte sich. Dabei schloß sie die Augen, sperrte alles Fremde aus ihrem Gehirn und wartete einzig und allein darauf, daß sich die Botschaft wiederholte.

Nichts tat sich.

Aber Kara blieb…

Intensiv konzentrierte sie sich einzig und allein auf den Umkreis, der sie praktisch gefangenhielt. Ein magisches Quadrat, das Botschaften der unterschiedlichsten Art speicherte, für sie, Myxin und den Eisernen. Das magische Quadrat diente als Fundgrube und sandte Vorwarnungen aus.

Auch jetzt?

Oder wurde sie zum erstenmal im Stich gelassen? Das konnte und wollte sie sich nicht vorstellen, deshalb nahm sie sich auch die Zeit und blieb im Zentrum stehen.

Ihre Geduld zahlte sich aus, denn plötzlich nahm Kara etwas auf.

Sie hörte eine Stimme…

Oder waren es mehrere Stimmen?

So genau konnte sie es nicht unterscheiden, jedenfalls erreichte ein ferner Gesang ihre Ohren, das stand fest.

War Gesang etwas Schlechtes?

Im Grunde nicht. Dennoch war Kara mißtrauisch geworden, und sie wußte nun auch, was sie geweckt hatte. Es mußte dieses feine Singen gewesen sein. Im Unterbewußtsein hatte sie diese melodiöse Botschaft erhalten, und dafür mußte es auch einen Grund geben.

Kara wartete ab. Sie fühlte sich besser. So etwas wie Spannung und Neugierde kletterten in ihr hoch. Es waren beileibe keine negativen Gefühle, eher neutrale, auch wenn dieser sehr leise und feine Gesang Erinnerungen in ihr weckte.

Dinge, die längst verschüttet gewesen waren. Geheimnisvolle Vorgänge, die zugleich viel mit ihr persönlich zu tun hatten, das aber wollte sie hintanstellen und sich einzig und allein auf den Gesang konzentrieren und nicht auf die Erinnerung.

Die Stimme blieb nicht auf einen Stein konzentriert. Sie mußte sich in den vier Säulen versammelt haben, und ihr Echo fand sich genau in der Mitte, wo auch Kara stand.

Der Gesang zeigte innerhalb kurzer Zeit zudem große Unterschiede. Einmal jubilierte die Stimme, dann wiederum sackte sie weg. Sie wurde klagend, sie jammerte, als wollte sie ihr schreckliches Leid aussingen. Dann wiederum klang sie euphorisch oder schrill.

Die einsame Zuhörerin erlebte eine große Skala von Gefühlen. Sie konnte sich vorstellen, was die einsame Sängerin durchmachte, und immer wieder drangen Teile der Erinnerung in ihr hoch.

Da war etwas…

Die Stimme störte sie bei der Konzentration. Der leise Klang erreichte sie innerhalb dieses Gebiets wie aus vier perfekt eingestellten Lautsprechern.

Sie lebte, sie litt mit, und diese Gefühle spiegelten sich auf Karas Gesicht wider. Es lag im Schatten, obwohl der Mond als bleicher, runder Fleck am Himmel stand. Sein Licht aber streute an den Steinen vorbei, es floß in die Landschaft hinein und ließ Kara aussehen wie eine einsame und verloren wirkende Person.

Der Gesang blieb.

Eine Botschaft für sie. Sehr intensiv sogar, sonst wäre sie nicht aus dem tiefen Schlaf erwacht. Da hatte sie zwar nicht das Singen vernommen, dafür aber eine Vorwarnung, und diese wiederum hatte sie an das Ziel getrieben.

Warum sang die Frau?

Was sollte ihr, Kara, damit gesagt oder erzählt werden? Da mußte es einen Grund geben, der ausschließlich sie persönlich etwas anging, und auch die Stimme kam ihr bekannt vor.

Während Kara lauschte, suchte sie in der Erinnerung. Ihre Gedanken

blieben nicht der Gegenwart verhaftet, sie glitten weit, weit zurück. Sie forschten in der Vergangenheit, und Kara bemerkte plötzlich, daß so etwas wie ein kleines Licht der Erinnerung aufglühte.

Ja, da war etwas gewesen.

Damals – in Atlantis…

Himmel, so weit zurück reichte die Erinnerung, obwohl sie Tausende von Jahren nicht existent gewesen war.

Aber die Zeit in Atlantis, all das Schöne, aber auch das Schreckliche, das sie erlebt hatte, ließ sich einfach nicht löschen.

Diese Stimme war eine Botschaft aus dem alten Reich…

Das Singen blieb. Leiser jetzt, trotzdem gut zu hören. Ein verwehender Klang, der wie auf Wolken tanzte und ihr von ihren Flügeln nahegebracht wurde.

Dann schrak sie zusammen.

Auf einmal war die Stimme schrill geworden. Aus ihr klangen ein wahnsinniger Haß hervor und gleichzeitig Flüche nach Tod und Vernichtung.

Kara roch das Blut der getöteten oder verletzten Menschen. Es war teilweise im Boden versickert und dampfte noch. Die getöteten Kämpfer lagen in ihrem eigenen Blut!

Aber eine Person schritt über das Schlachtfeld. Kara sah sie wie einen Schatten. Die Bilder waren aus ihrer Erinnerung hochgestiegen. Mal zeigten sie eine gewisse Schärfe, dann wiederum waren sie ohne Glanz und wirkten verschwommen, als wäre jemand dabei, sie wegzuputzen.

Nur die Person blieb. Sie war die Sängerin, sie hatte gewonnen, sie besang die Toten, sie gönnte ihnen ein letztes Lied und freute sich trotzdem über ihre Vernichtung.

Sie war furchtbar und grausam.

Der Gesang verstummte. Nicht in einem klagenden Laut, sondern mit einem harten und scharfen Lachen, das wie eine Botschaft über das Schlachtfeld hinwegwehte. Es hatte eine Decke über die Leichen ausgebreitet, die langsam zerfaserte.

Zurück blieb nichts mehr, nur Kara selbst. Keine Erinnerung, keine Botschaft, nur die Realität. Es dauerte eine Weile, bis in ihren Körper wieder Regung kam. Dabei fühlte sie etwas durch ihren Körper fließen, das am Kopf begann und bis zu den Füßen reichte. Es erinnerte sie an Elektrizität. Kara fühlte sich tatsächlich aufgeladen und wie jemand, der nicht mehr auf dem Boden stand, sondern darüber hinwegschwebte.

Die Steine schwiegen…

Aber sie hatten ihr eine Botschaft vermittelt, denn sie waren die Verstärker, die Überträger, sie brachten die Vergangenheit an sie heran, und sie hatten ihr gleichzeitig klargemacht, daß diese Vergangenheit nicht vergessen war.

Es gab sie noch.
Sie hatte sich gemeldet, auch wenn sie jetzt stumm blieb, aber es war ein erstes Zeichen.
Noch einmal schaute sich Kara zwischen den Flammenden Steinen um. Sie entdeckte nichts mehr. Die Steine hatten ihre Pflicht getan, und dabei würde es zunächst bleiben. Sicherlich würden sie sich irgendwann wieder melden, aber bis zu diesem Zeitpunkt würde viel Zeit vergehen. Oder nicht?
Nein, die Ruhe war dahin. Nicht grundlos war Kara vom Gesang dieser Frau gestört worden. Schwach zeichneten sich die Bilder in der Erinnerung ab. Das Heer der Toten, all die leblosen Körper in ihrem Blut und zwischen ihnen, hochaufgerichtet, eine schattenhafte Gestalt.
Die Siegerin – und Sängerin!
Kara überlegte, dachte nach. Sie wühlte in ihrem Gehirn. Da war etwas, das sie unbedingt herausfinden mußte. Es gab einen Namen, es gab diese Frau. Sie und Kara hatten in einem unmittelbaren Zusammenhang gestanden, aber sie hatten sich nicht geliebt, obwohl sie sich persönlich sehr nahe gewesen waren.
Warum?
Wer war sie?
Mit gesenktem Kopf schritt die Schöne aus dem Totenreich durch das Gras. Die langen Haare wehten wie dunkle Gardinen vor ihrem Gesicht. Kara überlegte, sie zermarterte sich das Gehirn, und sie wußte auch, daß sie es herausfinden würde.
Es war leicht, es lag ihr auf der Zunge. Sie brauchte nur den richtigen Gedanken zu fassen und den Namen auszusprechen. Überhaupt kein Problem, ganz und gar nicht.
Urplötzlich blieb sie stehen. Auf einmal war der Nebel aus ihrem Gehirn verschwunden. Sie wußte Bescheid, und sie ärgerte sich beinahe darüber, daß es nicht schon früher geschehen war.
Kara lachte auf. Es hörte sich wenig weiblich an, war vergleichbar mit einem hellen, scharfen Bellen. Als sie den Kopf wieder anhob und die Haare zurückflogen, so daß ihre Sicht frei war, da stand jemand vor ihr.
Nein, es war nicht die Frau aus der Erinnerung, es war eine männliche, kleine Gestalt – Myxin, der Magier!

***

Er sah aus wie ein Schatten, den jemand in die Dunkelheit gestellt und dann vergessen hatte. Er sagte kein Wort. Der Blick seiner ungewöhnlichen Augen war auf Kara gerichtet, und in seinen Pupillen lag ein Ausdruck, der gleichzeitig eine Frage und auch eine Überraschung bildete. Er wollte eine Erklärung haben, denn normal war es nicht, daß einer von ihnen in der Nacht spazierenging.

Kara hatte sich wieder gefangen. Ein flüchtiges Lächeln huschte über ihr Gesicht. »Du bist es.«

»Ja, ich. Hast du mit einer anderen Person gerechnet?«

»Eigentlich nicht.«

»Was denn nun?« fragte der kleine Magier, dessen Haut in der Dunkelheit ungewöhnlich schimmerte. Sie zeigte ein seltsames Grün, das aussah, als wäre es von hellen Fäden durchwebt worden.

Seine Gesichtszüge zeigten keine markanten Merkmale, er wäre völlig unauffällig gewesen, wenn es nicht die Augen gegeben hätte und auch nicht die Kraft, die von seinem Körper ausstrahlte.

Wer ihm gegenüberstand, der mußte diese Kraft einfach spüren.

Sie war da, sie ließ keinen Menschen aus, sie war wie eine Klammer.

Auch Kara spürte sie, nur kümmerte sie sich nicht darum. Sie ignorierte einfach die Kraft, denn Myxin stand auf ihrer Seite. Beide waren Partner.

»Ist es richtig, wenn ich mir um dich Sorgen mache?« erkundigte er sich.

»Wie kommst du darauf?«

»Das solltest du nicht fragen. Du stehst mitten in der Nacht auf, verläßt unser Haus, gehst zu den Steinn und…«

»Hast du mich beobachtet?«

»Eine Weile schon«, gab Myxin zu.

»Und? Was hast du gesehen?«

»Nicht viel, da bin ich ehrlich. Die Steine haben nicht reagiert. Sie haben sich nicht gerötet, sie sind nicht aufgeladen worden, sie haben ihre Magie zurückgehalten, und ich muß ehrlich sagen, daß es mich wunderte. Ich hätte mir vorstellen können, daß du eine Botschaft erhalten hast, aber die Steine zeigten nichts, gar nichts. Nicht die Andeutung einer magischen Aufladung. Und trotzdem bist du bei ihnen gewesen, und du hast auf mich den Eindruck gemacht, als hättest du dort tatsächlich etwas erfahren.«

»Wie kommst du darauf?«

»Es lag an deiner Haltung, Kara. Sie war angespannt. Du hast einer Person geglichen, die sich auf etwas konzentriert hat und zuzuhören schien, um eine bestimmte Auskunft zu erhalten. Habe ich recht?«

»Im Prinzip schon.«

»Gut. Was hast du erfahren?«

Kara hob die Schultern. »Es ist kaum zu glauben, aber es entspricht den Tatsachen. Die Steine haben mir etwas übermittelt. Es war eine Botschaft, aber es waren keine Worte. Ich hörte den Gesang einer Frau, was mich an Zeiten erinnerte, die längst vergangen sind.«

»Atlantis? Unser Land?«

»Ja.«

»Der Gesang stammte von dort?«

»Es ist so gewesen. Ich weiß es. Ich hörte ihn überdeutlich. Ich vernahm alles. Triumph, Trauer, Haß und Freude. All das mischte sich in diese Laute, und ich weiß auch, daß ich nun eine Botschaft empfangen habe, die für mich wichtig ist.«

»Nur für dich?«

»So ist es.«

Myxin ging zur Seite. Nach wenigen schritten blieb er stehen und setzte sich auf einen Stein. Auch Kara kam und setzte sich neben ihn. Sie wußte genau, warum Myxin diesen Platz eingenommen hatte. Wahrscheinlich wartete er darauf, daß sie mit ihm redete und ihm Erklärungen gab.

»Sprich schon aus, was du sagen willst.«

Der kleine Magier lächelte. »Du kennst mich gut, ich weiß. Warum ist es nur für dich wichtig? Wir leben hier zu dritt. Deine Probleme gehen den Eisernen ebenso etwas an wie mich. Da sollten wir uns wirklich nichts vormachen.«

Kara stimmte nicht zu. »Es hat mit euch nichts zu tun, Myxin.«

»Du meinst den Gesang?«

»Ja.«

»Eine Frau hat gesungen. Mehr nicht? Hat dich dieser Gesang geweckt?«

»Nicht direkt. Mein Unterbewußtsein hat sich gemeldet. Ich wußte, daß da etwas war, aber ich wußte nicht, was es sein könnte. Deshalb stand ich auf, um dieser ungewöhnlichen Sache nachzugehen. Der Weg trieb mich zu den Steinen, und erst am Schnittpunkt der beiden magischen Diagonalen erlebte ich den Gesang. Und er brachte die Bilder mit, die tief in meiner Erinnerung vergraben gewesen sind. Er ließ sie wieder hervorsteigen, so daß ich an alte Zeiten dachte.«

»Eine Frau sang?« Kara nickte. »Eine sehr schöne, kluge, aber auch sehr gefährliche Frau, die es mit jedem Mann aufnahm, denn sie war so etwas wie eine Kämpferin. Sie gehorchte nur ihren eigenen Regeln. Sie war…«, Kara hob die Schultern, »ich kann dir nicht genau sagen, was sie war, aber so etwas wie ein Gegenteil von mir.«

»Du hast sie genau gesehen – in der Erinnerung, meine ich?«

Kara wiegte den Kopf. »Nein, nur als Schatten, aber ich kannte ihren Gesang.«

»Dann kennst du sie.«

»Und ob ich sie kenne!«

»Wie heißt sie?«

»Roya…«

Der kleine Magier strich über sein Haar. Er überlegte angestrengt, ob er den Namen schon einmal gehört hatte. »Wenn sie so gut war, wie du eben gesagt hast, hätte ich sie eigentlich kennen müssen. Ich war ja nun auch irgendwer in Atlantis. Aber von dieser Sängerin habe ich

noch nie gehört. Oder sollte ich es vergessen haben, nach einem Schlaf von mehr als zehntausend Jahren?«

»Ich weiß es nicht, Myxin, und es ist auch nicht wichtig. Ich weiß nur, daß ich sie gut kenne, schon über Jahre hinweg, und ich kenne nicht nur ihren Namen.«

Myxin konnte ein leises Lachen nicht unterdrücken. »Ich wußte, daß noch etwas nachkommt.«

»Da hast du recht. So etwas wie das dicke Ende.«

»Und wie sieht das aus?«

Kara atmete tief ein und richtete sich dabei etwas auf. »Diese Roya ist meine Schwester…«

***

Es wurde still zwischen den beiden. Sie hörten nur das leise Raunen des Windes, als wäre er von heimlichen Geisterstimmen erfüllt, die ihnen eine Botschaft bringen wollten. Auch Kara sagte nichts mehr, sie wartete darauf, daß Myxin eine Reaktion zeigte, und das dauerte natürlich seine Zeit.

Irgendwann einmal hob er die Schultern und schaute Kara an. »Du hast gesagt, daß diese Sängerin Roya deine Schwester gewesen ist?«

»Das stimmt.«

»Eine Schwester.« Myxin konnte es nicht fassen. »Und du hast mir davon nichts erzählt?«

»Richtig.«

»Warum nicht?«

Kara schaute zu Boden. »Ich habe es verdrängt, vergessen, und das war besser so.«

»Dann war es eine Schwester, die du nicht gemocht hast, denke ich mir.«

»Richtig.«

»Sie war anders…«

»Böse, brutal und gemein, und ich will dir auch sagen, daß ich sie nie als meine Schwester akzeptiert habe. Dazu waren wir einfach zu verschieden.«

»Wie reagierte denn dein großer Vater Delios darauf?«

»Er sah es nicht gern. Davon abgesehen muß ich dir noch etwas sagen. Roya war nicht meine richtige Schwester. Sie wuchs nur in unserem Hause auf. Sie wurde genauso behandelt wie ich, deshalb ging man davon aus, daß wir Schwestern waren. Doch sie blieb nicht immer bei uns. Sehr bald schon ging sie ihren eigenen Weg. Roya und ich waren einfach zu verschieden. Wie Feuer und Wasser.«

»Aber sie konnte singen.« Es sollte spöttisch klingen, was aber nicht der Fall war.

»Sie war eine Sirene«, bestätigte Kara. »Eine Person, die dann sang,

wenn andere in den Kampf zogen, wenn sie starben oder schon tot waren. So manches Mal schallte ihr Gesang über die Schlachtfelder mit den vielen Toten hinweg, und es gab Personen, die der Meinung waren, daß die Kämpfer allein durch ihren Gesang getötet wurden.«

Myxin akzeptierte dies. Er führte den Faden fort, indem er sagte:

»Atlantis ging unter. Was geschah mit Roya?«

»Ich kann es dir nicht sagen, denn wir haben uns aus den Augen verloren.«

»Glaubst du denn, daß sie überlebt hat und es dir in dieser Nacht durch ihren Gesang beweisen wollte?«

»Es ist schwer, daran zu glauben, Myxin. Ich habe keine Ahnung, ich weiß es einfach nicht. Ich weiß nichts, ob es ein akustisches Bild aus der Vergangenheit unseres Landes Atlantis war. Ich kann es dir wirklich nicht sagen, es ist alles kompliziert. Jedenfalls habe ich die Botschaft erhalten, und ich gehe auch davon aus, daß die Stimme heute nacht nicht der einzige Beweis ihrer Existenz bleiben wird.«

»Verstehe«, murmelte der kleine Magier. »Du meinst demnach, daß wir es noch mit ihr zu tun bekommen werden.«

»Wir müssen damit rechnen.«

Myxin sprach zu sich selbst. »Vielleicht war sie auch gefangen, ähnlich wie du. Nur nicht in demselben Reich, sondern ganz woanders. In Dimensionen, in die wir bisher keinen Einblick gehabt haben. Das ist alles möglich. Du hast dich vorher befreien können. Sie aber nicht. Roya ist jetzt erst auf dem Weg, und sie weiß auch über dich Bescheid. Sie sucht wieder den Kontakt.«

Da Myxin verstummt war, fühlte sich Kara gedrängt, eine Antwort zu geben. »So könnte es gewesen sein.«

»Gehen wir davon aus, daß es das auch war. Was können wir tun? Wie müssen wir uns verhalten?«

Kara lächelte. »Ich kann leider nicht in die Zukunft sehen. Ich weiß nicht, was diese Person Vorhat.«

»Aber du gehst davon aus, daß sie kommen wird!«

»Ja. Der Gesang war Beweis genug. Wir müßten uns also auf sie einstellen.«

»Was könnte passieren, wenn sie herkäme?«

Kara schwieg in den folgenden Sekunden. Sie zeigte sich regelrecht schockiert. »Ich will das Grauen nicht an die Wand malen, aber ich habe dir schon einmal gesagt, daß sie unwahrscheinlich grausam ist. Und sie wird sich auch in dieser Welt nicht ändern, falls sie denn aus der Vergangenheit erscheint.«

»Dann sollten wir Vorsorge treffen.«

»Wie?«

»Du kennst sie besser.«

Kara lachte bitter und nickte dabei. »Ja, ich kenne sie besser. Leider

sehr gut sogar. Ich habe sie erlebt. Ich habe viel, sehr viel…«

»Schau mich an, Kara.«

Irritiert wandte sie den Kopf. Myxins Gesicht schwebte dicht vor dem ihren, aber es bestand nur mehr aus Augen, die wie zwei große, faszinierende Kreise gegen sie gerichtet waren, vergleichbar mit zwei kleinen Seen, in die Kara hineintauchte.

Ihr waren die Kräfte des kleinen Magiers bekannt. Er konnte die geistigen Mächte einsetzen, unter anderem war er ein Meister der Hypnose. »Schau mich an«, bat er sie, »schau mich genau an.« Seine Stimme klang leise und dennoch verbindlich. Kara wußte, daß sie ihr nicht entgehen konnte, zudem wollte sie es auch nicht.

Sie überließ sich ganz und gar ihrem Freund Myxin.

»Du wirst dich jetzt erinnern. Du tauchst ein in die Vergangenheit, in Zeiten, die längst Geschichte für uns sind, aber uns doch noch immer begleiten. Denk nur an sie, nur an Roya, hol dir die Zeiten zurück, die du mit ihr erlebt hast…«

Kara hatte die Worte vernommen. Sie lullten sie ein, und sie trugen sie weg.

Weit zurück in die Vergangenheit eines längst versunkenen und rätselhaften Kontinents…

***

Karas Erinnerungen

Es war ein sehr heißer Tag gewesen, die Luft stand. Selbst vom Wasser her kam keine frische Brise, keine Abkühlung. Das Meer hatte vor den Augen der Menschen gelegen wie ein stumpfer Spiegel, kaum bewegt. Selbst die Segel der Schiffe waren nicht gebläht. Alles hatte müde und trostlos ausgesehen, und jeder wußte, daß diese Zeit der Stille und der bleiernen Hitze nicht mehr lange anhalten würde.

Es mußte einfach zu einer Entladung kommen.

Und es kam auch dazu.

Schon am Nachmittag zogen am Himmel die ersten grauen Wolken wie dicke Pakete auf. Ein mächtiges Gebirge ballte sich über dem Meer zusammen und trieb auf das große Land zu.

Der Himmel verdunkelte sich, Schatten fielen auf die Erde wie graue Schleier, zwischen denen es an manchen Stellen schwefelgelb leuchtete.

Die Menschen, die auf den Feldern oder anderswo im Freien arbeiteten, beobachteten den Himmel mit großer Besorgnis. Andere brachten das Vieh in die Ställe, denn jeden Augenblick konnte die Hölle losbrechen. Die Bewohner kannten das, und einige hatten Angst.

Wer sich noch auf dem Meer befand, versuchte so rasch wie möglich einen schützenden Hafen zu erreichen. Die Händler auf den Märkten an diesem Teil der Küste brachten ihre Waren in Sicherheit und

suchten auch selbst Schutz.

Das Gewitter war nicht mehr aufzuhalten.

Ein fernes Grollen über dem Meer war bereits zu vernehmen. Es war wie ein erster Warnstoß. Erste Windböen jagten über das Land.

Viele Menschen beobachteten den Himmel. Dazu gehörte auch die junge Kara, die das Gewitter ganz genau sehen und erleben wollte und deshalb in die obere Etage des väterlichen Hauses gestiegen war. Am liebsten hätte sie die Zeit auf dem Dach verbracht, das aber war ihr zu gefährlich, denn deckungslos konnte sie leicht ein Opfer für den einen oder anderen Blitz werden.

Sie blieb an einem der großen Fenster stehen, die zum Meer hin zeigten, denn von dort näherte sich die drohende Wolkenbank.

Das Wasser lag längst nicht mehr so ruhig.

Wellenköpfe zeichneten sich ab. In dem kleinen Hafen tanzten die Schiffe. Und weiter entfernt, wo sich die Rücken der kargen Berge abzeichneten und das Land den Dämonen gehörte, ballte sich die Finsternis noch stärker zusammen. Da lagen die düsteren Wolken direkt auf den Bergen. Sie schufen das Bild einer großen Katastrophe, wie kurz vor dem großen Aus, über das Karas Vater so oft mit seiner Tochter gesprochen hatte. Er wußte, daß dieser Untergang kommen würde, und daß die Menschen nichts dagegen tun könnten.

Der erste Blitz, noch über dem Meer, fuhr wie ein zackiger Speer ins Wasser. Er sah aus, als wäre er von der Hand eines Titanen aus den Wolken geschleudert worden. Der Donner folgte. Ein Vorzeichen, mehr noch nicht. Hier hatte sich die Natur geschüttelt. Sie wollte nicht mehr so brav sein, sie wollte es den Menschen zeigen, aber sie hielt sich noch zurück.

Die fünfzehnjährige Kara war dennoch fasziniert. Ihre Augen funkelten. Es kam ihr vor, als wäre die Luft noch drückender und schwüler geworden.

Plötzlich hörte sie hastige Schritte. Jemand hetzte die Treppe hoch, und als Kara sich umdrehte, da übersprang eine Gestalt die Grenze vom Flur in den Raum.

Es war Roya. An ihrem blonden langen Haar war sie sehr gut zu erkennen. Sie war ein Jahr älter als Kara und wurde von vielen Menschen als ihre Schwester angesehen, obgleich sie nur im Haus der Familie lebte, denn ihre Eltern und all ihre Verwandten waren umgebracht worden.

Karas Vater Delios hatte sie in sein Haus genommen, um ihr für einige Jahre eine Erziehung zu geben.

Kara wußte nicht, ob sie ihre »Schwester« lieben oder ablehnen sollte. Sie befand sich da in einer Zwickmühle. Auf der einen Seite kam sie gut mit ihr zurecht, auf der anderen aber gab es zwischen ihnen oft genug Meinungsverschiedenheiten, denn Roya war Kara zu

wenig menschlich.

Sie reagierte zu hart, beinahe gnadenlos und hatte für andere kein Verständnis. Beide Mädchen waren ungefähr gleichgroß und auch gleichermaßen hübsch. Auf der einen Seite die dunkelhaarige Kara mit den fein geschnittenen und weichen, auch noch etwas kindlichen Gesichtszügen, auf der anderen Seite die weißblonde Roya, schon weiter entwickelt als Kara, mit kalten und Männern gegenüber oft provozierenden Augen und einem Mund, der stets ein Lächeln zeigte, aus Berechnung.

Sie kam auf Kara zu. »Hier finde ich dich.«

»Ja – warum?«

»Nur so.«

Das glaubte ihr Kara nicht. Sie wollte nicht weiter darüber sprechen und sagte: »Ich wollte mir nur das Gewitter anschauen, mehr nicht.«

»Darf ich zusehen?«

»Bitte.«

Roya stellte sich neben Kara. Ihr Körper duftete nach einem feinen Badeöl. Sie trug nicht viel am Lieb. Ein togaähnliches Hemd in Dunkelblau, dessen Saum an den strammen Oberschenkeln endete.

Vorn war das Hemd weit ausgeschnitten. Wenn sich das Mädchen bückte, konnte jeder, der wollte, sehen, wie gut die Sechzehnjährige bereits entwickelt war. Viele Mädchen in ihrem Alter waren schon verheiratet, aber jeder Mann, der Roya zur Frau nahm, würde es schwer haben.

»Es ist gleich da!« flüsterte die Blonde und schauderte leicht zusammen. »Ich spüre das Kribbeln überall auf meiner Haut. Es ist ein tolles Gefühl. Hast du es auch?«

»Nein.«

»Schade.«

»Ich warte nur auf das Gewitter.«

Roya lachte. »Ich auch, meine Liebe, ich auch. Aber es ist für mich etwas Besonderes. Ich habe eine wilde Freude daran. Wenn die Blitze aus dem Himmel nach unten fahren, dann komme ich mir vor, als wäre ich die Person, die sie auffängt. Dann spüre ich, wie die Kraft in mir stärker wird. Ich glaube fast, ich lebe von ihnen.«

»Das ist wohl bei jedem anders.«

Roya warf ihrer »Schwester« einen schnellen Blick zu. »Manchmal habe ich das Gefühl, als wolltest du gar nicht erwachsen werden.«

»Wieso das?«

»Du bist einfach zu kindhaft. Du darfst nicht vergessen, daß wir in einem besonderen Land leben und auch in einer besonderen Zeit. Hier muß man stark sein, sehr stark, sonst geht man unter. Ich habe schon viel gelernt, das kannst du mir glauben. Ich bin durch dieses Land gewandert, und ich habe die Augen nicht geschlossen, das kann ich dir

versichern, Kara. Ich fühle mich nicht nur gut, ich fühle mich auch unwahrscheinlich stark, und ich werde noch stärker.«

Kara hörte nicht mehr hin. Sie kannte diese und ähnliche Predigten. Sie hatte selbstverständlich bemerkt, daß sich die Gefühle zu Roya abkühlten. Als Schwester würde sie Roya ohnehin nie akzeptieren, das stand fest.

Alles ging rasend schnell.

Das Gewitter entlud sich. Die Welt sah plötzlich anders aus. Wie verschoben.

Blitze schossen aus den hohen Wolkenbergen. Am Himmel, über dem Wasser, aber auch über dem Land bewegten sich die Wolken wie unter mächtigen Faustschlägen. Sie wirbelten, sie wurden zerrissen, sie bildeten Gesichter mit weit aufgerissenen Mäulern, die schnell wieder zusammenklappten.

Der Donner übertönte alle anderen Laute. Er jagte als ein mächtiges Bollwerk in die Tiefe des Landes hinein. Sein Schall reichte bis zu den kahlen, in der Ferne liegenden Bergen, wo er an den steinigen Wänden abgeschmettert wurde.

Und dann kam der Regen.

Endlich!

Es war einfach zu lange trocken gewesen. Die Sonne hatte gnadenlos gebrannt. Zahlreiche Brunnen waren schon versiegt. Sie würden sich jetzt wieder mit Wasser füllen, wie auch die Kanäle, die ober- und unterirdisch liefen und in den Städten des Kontinents ein perfektes Bewässerungssystem bildeten.

Oft genug schafften sie es auch nicht, die Wassermassen aufzunehmen. Dann kam es zu Überschwemmungen, und manche Orte sahen aus, als würden sie inmitten eines Sees liegen.

Aus dem Himmel stürzte die Wasserflut. Hatten die beiden Mädchen noch kurz zuvor die Umgebung deutlich erkennen können, so tauchte nun alles ein in das graue Wasser, in den Nebel, in den Dunst, der sich vom Erdboden löste, weil das Wasser auf die heiße Fläche zischte.

Zum erstenmal seit langer Zeit brachte die Natur auch die entsprechende Kühle mit.

Kara stemmte sich gegen den kälteren Wind, der durch das Fenster fuhr und ihren Körper streichelte. Sie holte tief Luft. Ihre Augen glänzten, sie genoß diese Erfrischung, trat zurück, um Platz zu haben, denn sie breitete die Arme aus.

Auch Roya reagierte. Aber anders als Kara, eben für sie typisch.

Ihre Reaktion zeigte, wie unterschiedlich beide Frauen waren. Roya wollte mehr als nur den Wind, sie wollte auch das Wasser. Deshalb beugte sie sich so weit vor wie möglich, streckte die Arme den peitschenden Regenbändern entgegen, als wollte sie jeden einzelnen Tropfen auffangen. Binnen kürzester Zeit war sie durchnäßt, was ihr

überhaupt nichts ausmachte. Sie lachte schallend in den Donner hinein.

Roya genoß die Abkühlung auf ihre Weise. Schon bald klebte ihr die Kleidung am Körper und zeichnete jede Kontur nach. Sie selbst zog sich auch zurück und strich genießerisch mit beiden Händen über ihre Brüste und den Leib hinweg. Ihre Augen glänzten wie Metall, als sie Kara anschaute. »Na, ist das nicht herrlich?« Der Regen peitschte ihr gegen den Rücken.

Kara nickte nur.

Auch ihr tat diese Abkühlung gut. Sie wäre aber nie auf den Gedanken gekommen, so aus sich herauszugehen. Da war Roya eben ganz anders. Sie liebte sich selbst am meisten, und das zeigte sie auch immer wieder.

Plötzlich begann sie zu singen, übertönte das Rauschen des Regens.

Manchmal schrie sie, dann wieder sackte ihre Stimme ab und nahm einen klagenden Ton an.

Es war für sie wunderbar, aber Kara stand daneben und hörte einfach nur zu.

Sie wußte nicht, wie sie den Gesang ihrer »Schwester« einstufen sollte. Eines aber konnte sie mit Bestimmtheit behaupten. Er gefiel ihr nicht. Wenn er Gefühle ausdrücken sollte, dann überwogen die negativen, das hörte sie genau hervor.

Es hatte keinen Sinn, dies ihrer »Schwester« zu sagen. Sollte sie den Gesang genießen und auch den Tanz, den sie zu diesen sirenenhaften Klängen aufführte.

Kara wandte sich ab und trat an das zweite Fenster in der Nähe.

Von dieser Stelle aus beobachtete sie den Himmel und die Erde. In der Höhe entdeckte sie – noch über dem Meer schwebend – die ersten Auflockerungen. Dort war eine Lücke in das Grau der Wolken gerissen worden, so daß ein helles Blau durchschimmerte.

Das Gewitter zog ab.

Es hatte Erfrischung und Kühle gebracht. Außerdem war die Luft jetzt regenklar und sauberer. Man konnte wieder durchatmen.

Es regnete nicht mehr so stark. Nur noch in dünnen Fäden rann das Wasser aus den Wolken. Auf dem Erdboden hatten sich große Pfützen gebildet. Der Donner klang schwach und schwächer, und die Blitze waren nur mehr als fernes Leuchten zu erkennen. Es klarte weiter auf.

Kara lächelte. Sie war tief in ihre eigenen Gedanken versunken.

Natürlich freute auch sie sich über den Wetterumschwung, aber tiefer und nicht so laut und herrisch.

Kara schrak zusammen, als Roya ihr auf die Schulter schlug. »He, was ist los mit dir? Schläfst du?«

»Nein.«

»Schau mich an.«

Kara drehte sich um.

Naß stand Roya vor ihr. Sie strich ihre Haare mit einer Handbewegung zurück und schaute dann an ihrem Körper entlang, wo sich alles unter dem dünnen Sommertuch abzeichnete. »Na, gefällt es dir?«

»Wie meinst du das?«

Die Blonde lachte. »Das weißt du schon sehr gut, auch wenn du ein Jahr jünger bist. Aber lassen wir das.« Sie war sehr sprunghaft und bewies es auch wieder. »Sollen wir gehen?«

»Wohin?«

»Raus – einfach weg. Hier ist es noch zu stickig. Draußen empfängt uns die Kühle. Da ist es wunderbar. Wir können durch die Gassen laufen, wir laufen durch Wasser, wir können noch ein Bad nehmen, wir können alles wieder machen.«

Kara hob die Schultern. »Warum nicht? Ich warte dann auf dich.«

»Warum das?«

»Du willst dich doch umziehen und…«

Roya lachte laut auf. »Ich und umziehen? Nein, ich werde es genießen, wenn der kühle Wind mein nasses Hemd streichelt und trocknet.«

Kara hatte Bedenken. »Man wird dich anstarren!«

Wieder lachte Roya laut auf. »Und? Bin ich es nicht wert, angeschaut zu werden?« Sie drehte sich. »Sieh hin, ich bin doch eine Frau…«

»Das stimmt.«

»Und ich werde auch so handeln wie eine Frau. Aber wie eine starke Frau. Weißt du, was ich mir vorgenommen habe?«

»Nein.«

»Ich werde viel lernen. Ich will kämpfen, ich will eine Große werden. Ich spüre, daß ich etwas in mir habe, das anders ist als bei den meisten Menschen. Ich habe eine Kraft, die andere überzeugen kann. Allein die Stimme ist es, die mir diesen Mut gibt. Ich werde kämpfen, und ich werde singen.«

Kara wollte das Thema beenden. »Wann gehen wir?«

»Sofort.«

»Gut.«

***

Sie hatten das große, schon palastähnliche Haus des weisen Delios verlassen und waren hinaus in den Garten gelaufen, der sich im Gegensatz zu der Zeit vor dem Gewitter, völlig verändert hatte. Er war regelrecht aufgeblüht.

Alle Brunnen hatten sich mit dem frischen Wasser gefüllt. Aus zahlreichen Öffnungen wie den Mäulern oder Mündern der steinernen Fabeltiere sprudelte es hervor. Die Luft war nicht nur klar, sie roch

auch wunderbar würzig. Beide Mädchen konnten nicht genug davon bekommen und holten mehrmals tief Luft.

Kara hatte ihre »Schwester« gerade noch davon abhalten können, durch den Ort zu laufen. Hier im Garten waren sie vor den Blicken Fremder ziemlich geschützt, und auf einer steinernen Bank ließ sich Kara nieder. Über ihr ein wahres Blütenmeer.

Roya streckte die Beine aus. »Herrlich, nicht?«

»Ja, mir gefällt es auch.«

Die Sonne war durchgekommen und hatte ihre Strahlen auf die feuchte Erde geschickt. Die Hitze verdampfte das Wasser. An vielen Stellen bildeten sich Nebelinseln, die in trägen Wolken durch den Garten trieben und an den Mauern hochkrochen.

Roya strich letzte Tropfen von ihren Beinen weg. »Was willst du eigentlich später mal machen?« fragte sie.

»Wieso?«

»Du kannst doch nicht immer hier herumhocken und nicht an das denken, was vor dir liegt.«

»Was liegt denn vor mir?«

»Das Leben.«

»Stimmt.«

»Ich weiß, wie meines aussehen wird.«

»Ja, du willst zu einer Kämpferin werden.«

»Das ist nicht alles!« rief die blonde Roya. »Ich werde die Herrscherin auf den Schlachtfeldern sein, das weiß ich genau. Ja, so und nicht anders wird es laufen.«

Kara wollte es kaum begreifen. »Schlachtfelder?« wiederholte sie leise.

»Ja, auf den Feldern des Todes. Wo das Blut der Menschen fließt und mein Sirenengesang den Tod herbeiholt. Da werde ich meine Zeit verbringen, dafür bin ich geboren. Deshalb existiere ich.« Sie bewegte bei den nächsten Worten beide Hände. »Eine große Zukunft liegt vor mir, eine Zukunft, die kein Ende finden wird, ich weiß es.«

»Kein Ende?«

»Du verstehst es nicht, wie?«

»Nein.«

Roya rückte näher an Kara heran. Ihre Augen hatten einen ungewöhnlich klaren Ausdruck angenommen. Man konnte sie mit Dolchen vergleichen, die sich in irgendwelche Körper bohrten. Kara ärgerte sich darüber, daß sie zusammenschrak.

»Magie, reine Magie!« flüsterte Roya, dabei jedes Wort sehr genau betonend. »Das ist es doch, auf das wir uns verlassen müssen. Die Magie ist stark, sie ist einmalig, sie lebt nicht nur, sie wird auch überleben, das weiß ich genau.«

»Und was soll sie überleben?« fragte Kara.

»Alles. Die Welt, dieses Land, den Himmel, das Meer. Sie ist die eigentliche Kraft, und sie hat mich auch stark gemacht.«

Kara schüttelte den Kopf. »Woher weißt du das? Doch nicht von meinem Vater.«

»Nein, nicht von ihm. Er ist zwar ein mächtiger Mann, auch ein Magier, aber er steht nicht auf der richtigen Seite. Ich denke an die andere Magie.«

»Die dunkle und gefährliche?«

»Ja, an sie.«

Kara erschrak zutiefst. In ihre Augen trat ein gewisser Widerwillen, und sie nahm Roya gegenüber eine gewisse Abwehrhaltung ein.

»Das… das möchte ich nicht.« Sie schüttelte den Kopf. »Damit will ich nichts zu tun haben.«

»Du willst nicht mächtig werden?«

»Doch, mächtig und erwachsen. Aber nicht so wie du. Nicht diesen Weg, ich gehe den meinen.«

Roya hob die Schultern. »Daran kann ich nichts ändern.« Sie interessierte sich nicht mehr für ihre Nachbarin, denn sie hatte eine fast schneeweiße Katze entdeckt, die durch den Garten schlich, dabei Pfützen durchquerte und mal kurz im Dunst verschwand.

Roya zog die Lippen zurück, schnalzte dabei mit der Zunge. Die Katze blieb stehen. Sie hatte die Lockrufe gehört. Bedächtig drehte sie den Kopf.

»Komm her, komm her…«

Noch zögerte die Katze.

Roya lockte sie wieder. In den Schnalzpausen murmelte sie zu Kara hin gewandt: »Ich werde dir zeigen, was ich mit meiner Zukunft meine. Warte nur ab…«

Die Katze hatte endlich ihren Widerstand überwunden. Sie tappte auf die beiden Mädchen zu, was die Blonde freute. »Ja, so ist es gut, so ist es brav, meine Kleine…«

Das Tier traute sich immer näher an die Lockende heran. Es erreichte Royas Beine, drückte ihren Kopf dagegen und rieb ihn, wobei er sich noch drehte.

Roya streckte der Katze den Arm entgegen. Ihre Hand streichelte das noch feuchte Fell. Das Tier fühlte sich nur für einen Moment wohl. Auch Kara hörte das leise Schnurren, das jedoch von einem bissigen Fauchen übertönt wurde.

Etwas hatte das Tier gewarnt. Es spürte, daß man es nicht gut mit ihm meinte, aber es war schon zu spät. Da hatte Roya bereits zugegriffen. Sie war mit der Hand unter den Bauch der Katze gefahren und hob sie mit einer blitzschnellen Bewegung hoch.

Das Tier schrie, fauchte, es bewegte sich, es schlug mit den Beinen um sich, es wollte mit seinen Krallen ein Ziel finden und riß auch

einige Streifen in die Haut des Unterarms.

»Laß sie doch los!« bettelte Kara.

»Ja, und wie!« Roya griff auch mit der anderen Hand zu. Die spannte sie um die Kehle der Katze.

Das Tier schrie noch jämmerlich auf, es hatte wohl gespürt, daß der Tod nah war.

Dann verstummte es.

Lachend hatte Roya der Katze mit einem brutalen Griff den Hals umgedreht. Ihre spitzen Fingernägel stachen dann durch das Fell.

Aus den Wunden strömte Blut, spritzte zu Boden und hinterließ zwischen vom Regen abgerissenen Blüten ein dunkles Muster.

Kara war entsetzt. Sie konnte kein Wort sagen. Dafür schaute sie zu, wie Roya den Kadaver fortwarf und auf ihre blutbeschmierte Hand schaute. Sie schielte auch zur Seite, denn sie wollte Karas Reaktion erleben.

Die wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie hatte sich von Roya entfernt und hörte deren flüsternde Stimme. »Das hat dir nicht gefallen, wie?«

»Nein, nein. Wie konntest du nur so etwas tun? Das Tier hat dir nichts getan, es ist…«

»Ich wollte dir nur meine Zukunft zeigen. Es ist ein Bild, denn so habe ich sie mir vorgestellt.«

»Durch Mord? Durch Töten und…«

»Kampf, Kara, nur Kampf!«

Das dunkelhaarige Mädchen faßte es nicht. Es wollte auch nicht weiter darüber nachdenken. Plötzlich sprang Kara in die Höhe. Im ersten Moment sah es so aus, als wollte sie der Blonden noch etwas sagen. Dann aber überlegte sie es sich anders. Auf dem Absatz machte sie kehrt und rannte weg, begleitet vom Lachen ihrer »Schwester«…

***

»Himmel, was ist mit mir?« Die Schöne aus dem Totenreich fragte es und hörte Myxins leises Lachen. Danach seine beruhigend klingende Stimme.

»Du brauchst dir weder Sorgen noch Gedanken zu machen. Es geht uns beiden gut.«

Kara schlug die Hände vor ihr Gesicht. Nur allmählich fand sie wieder zu sich selbst. Sie war sich wie eine Person vorgekommen, die über dem Erdboden schwebte und erst jetzt die Chance erhalten hatte, niederzusinken.

Unter sich spürte sie den harten Druck des großen Steins, auf dem sie und Myxin saßen. Die Welt hatte sie wieder, die Nacht, aber auch die Dunkelheit.

Langsam sanken ihre Hände nach unten. »Du hast mich gefangen,

Myxin, ich war in deinem Netz…«
Der kleine Magier lächelte, und seine Augen funkelten dabei.
»Nein, Kara, ich habe dich nicht gefangen. Du bist auch nicht in meinem Netz gewesen, ich habe dich nur hypnotisiert, das ist alles. Ich habe dafür gesorgt, daß du dich wieder erinnerst, und ich glaube, du hast mir dabei einiges erzählt.«
»Ich? Was denn?«
»Von deinen Erinnerungen.«
»Ja, ja«, murmelte sie stoßweise. »Du hast recht. Da war das Gewitter, da war der Regen…«
»Und Roya.«
Kara nickte. »Sie auch, Myxin, sie auch. Aber nicht so, wie sie später gewesen ist. Bei diesem Zusammentreffen habe ich zum erstenmal erlebt, wie sie sein wollte und welchen Weg sie einschlagen würde.«
»Ja, ich hörte es.«
Kara flüsterte die nächsten Worte. »Der Tod der Katze hat mir die Augen über sie geöffnet. Sie hat das Tier genommen und es brutal getötet. Sie kannte keine Gnade. Sie packte es. Sie drehte ihm den Hals um und stieß dann ihre Fingernägel wie Messer in die Kehle, weil sie sich an dem spritzenden Blut erfreute. Das war der Anfang.«
»Es ging weiter.«
»Ja.«
Myxin fragte zunächst nichts mehr über die Vergangenheit. Er deutete statt dessen auf die Steine. »Kann es sein, daß sie sich auf dem Weg zu uns befindet? Kommt Roya her? Haben dich die Steine vor ihr gewarnt? Ist sie auf dem Weg?«
»Ich kann es nicht beschwören«, murmelte Kara. »Ich vermute es. Wenn es so sein sollte, hat auch sie überlebt. Und das wäre sehr schlimm«, fügte sie noch hinzu, »denn ich glaube nicht, daß sich eine Frau wie Roya geändert hat.«
»Sie liebte den Tod.«
Kara nickte.
»Tötete sie auch?«
»Sie war tatsächlich später die Herrin auf den Schlachtfeldern. Ich… ich hatte das alles verdrängt, aber jetzt erinnere ich mich wieder.«
Kara stand auf und schüttelte den Kopf. »Meine Güte, wenn sie in diese Welt eindringt, wird sie eine Spur aus Blut hinterlassen. Daran glaube ich fest.«
»Was wir verhindern müssen.«
»Kannst du mir sagen, wie wir vorgehen sollen, wenn wir nicht wissen, wo sie sich aufhält?«
»Ihr Gesang wird uns den Weg zeigen. Sie ist eine Totensängerin. Sie besingt die Toten, aber sie tat zum Glück nicht das, was ich von einer anderen Person kenne.«

»Was meinst du damit?«

Auch Myxin war aufgestanden. »Das will ich dir sagen. Im Reich des Schwarzen Tods hat es damals eine Person gegeben, die die Toten besprach, so daß ihnen ein unseliges Leben eingehaucht wurde. Sie verließen ihren starren Zustand und kehrten wieder in die Welt der Lebenden zurück. Ich weiß es, denn ich habe damals mit meinen schwarzen Vampiren gegen die Horde kämpfen müssen, und es war nicht einfach gewesen, sie zu besiegen.«

»So ist es bei ihr nicht gewesen, denke ich.«

»Kannte sie denn den Schwarzen Tod? Weißt du darüber Bescheid?«

Kara schüttelte den Kopf. »Es mag sein, daß sie seinen Namen gehört hat. Ob sie ihn allerdings gut kannte, das weiß ich nicht. Wir haben ja den persönlichen Kontakt zueinander verloren. Aber ich gehe davon aus, denn all die Bösen kannten sich.«

Myxin schaute die Steine an. Sie waren die dunklen Säulen inmitten der nächtlichen Dunkelheit. Sie schwiegen, kein Gesang war zu hören, kein Laut, keine Melodie drang aus ihrem Material, der Geist dieser schrecklichen Frau hatte sich zurückgezogen.

»Hast du dir schon überlegt, wie es nun weitergehen soll?« erkundigte sich Myxin.

»Nein, noch nicht.«

»Wir könnten einen erneuten Versuch starten und wieder zurück in deine Vergangenheit gehen.«

Kara überlegte. »Ja, das werden wir auch, aber nicht heute, sondern später.«

»Werden wir es mitkriegen, wenn sie erscheint?«

»Wir könnten von ihr hören. Wir müßten uns an John und seine Freunde wenden, damit auch sie die Augen offenhalten. Ihr Auftreten wird nicht unbeobachtet bleiben, dafür ist sie einfach zu außergewöhnlich und auch zu brutal.«

»Du rechnest damit, daß sie ihre Zeit des Tötens auf diese neue hier überträgt.«

»Das stimmt.«

»Dann werden wir uns morgen an unsere Freunde wenden.« Myxin lächelte. »Lange genug haben wir von ihnen nichts mehr gehört. Sie werden sicher böse sein.«

Kara war schon auf dem Weg zur Blockhütte. »Das glaube ich nicht, Myxin. Eines steht aber fest. Wir gehen blutigen Zeiten entgegen…«

Der kleine Magier schwieg. Hätte er widersprochen, dann hätte er gelogen.

***

Es war genau zu der Zeit, als sich die Nacht allmählich verabschiedete und der Tag noch nicht richtig wußte, ob er sich nun

zeigen sollte oder nicht. Am Himmel spiegelte sich dieser Kampf wider.

Zum einen drängte die Dunkelheit in ihrem blassen Grau, und auch der Mond sah aus wie ein bleiches Bildnis, zum anderen aber zeigte sich im Osten bereits ein breiter, heller Streifen, der die Nacht allmählich verabschiedete.

Das machte sich auch auf der Erde bemerkbar, wo es aussah, als wäre jemand dabei, einen großen Vorhang intervallweise wegzuziehen, um die Landschaft nur ganz allmählich zu präsentieren.

Dazu gehörte auch ein Gebiet im Südwesten Englands, das in der ganzen Welt ein Begriff und in den letzten Jahren zu einer Pilgerstätte geworden war.

Stonehenge!

Ein uraltes Szenario aus mächtigen Felsen und Steinen, aufgebaut in verschieden großen Kreisen, versehen mit geheimnisvollen Fenstern und Löchern, die so ausgerichtet waren, daß die auf- oder auch untergehende Sonne ihre Strahlen durch die Fenster schicken konnte. Die Gänge zwischen den Steinen wurden somit ausgeleuchtet.

Besonders im Sommer wurde Stonehenge von Touristen überflutet, und die Behörden hatten dem Rechnung getragen und die unmittelbare Umgebung kurzerhand abgesperrt. Niemand sollte mehr diese Kultstätte betreten. Zu viele Gläubige hatten sich schon an den Steinen zu schaffen gemacht und sich ihre Souvenirs abgehackt wie vor Jahren beim Fall der Berliner Mauer.

Stonehenge war ein Phänomen. Zahlreiche, schlaue Köpfe hatten sich die Gehirne darüber zermartert, wer diese Steinringe aufgestellt hatte, zu einer befriedigenden Lösung war man nicht gekommen.

Die einen glaubten daran, daß es Götter gewesen waren, die anderen erklärten es sich auf wissenschaftlicher Basis, daß Steinzeitmenschen hier einen gewaltigen Sonnen- und Mondaltar errichtet hatten, ohne an irgendeine Magie dabei zu denken.

Was stimmte oder nicht – niemand wußte es. Der Streit aber hielt diejenigen nicht von einem Besuch der Steine ab, die an ihre Kraft glaubten. Sie kamen, um zu meditieren, aber sie waren auch immer wieder enttäuscht, daß sie sich in einer gewissen Entfernung niederlassen mußten, denn an den eigentlichen Ring kamen sie nicht heran.

So waren sie gezwungen, außerhalb zu campieren, und dort standen dann ihre Zelte, dort parkten auf den ausgewiesenen Flächen die Wohnwagen und Wohnmobile, dort gab es Andenkenbuden, wo alles mögliche verkauft wurde, was nur im entferntesten nach Esoterik roch.

Besonders in den hellen und kurzen Nächten kamen die Bewunderer und Gläubigen. Nicht nur aus England. Stonehenge war ein Pilgerziel

aus ganz Europa, und selbst aus den Staaten fuhr man über den großen Teich an diese alte Stätte.

In den umliegenden Orten profitierten kleine Hotels und Gasthäuser sowie private Zimmervermieter von diesem Boom. Sie waren fast immer ausgebucht.

Sid Hanson gehörte zu denjenigen, die mit dem Wohnmobil angereist waren. Und er hatte das Glück gehabt, einen Parkplatz am nördlichen Rand dieser großen Fläche zu bekommen. Von diesem Platz aus hatte er, wenn er sich auf das Dach seines Wagens setzte, einen guten Blick auf die Steine. Es sah aus wie auf einer der zahlreichen Postkarten, die verkauft wurden, und Sidney Hanson gehörte zu den Menschen, die an die Kraft und das Wunder der Steine glaubten.

Er war kein Skeptiker. Er rechnete mit einer sehr starken fremden Kraft, die auf die Menschen überfloß und ihnen dann die Augen für gewisse Dinge öffnete.

Hanson war so etwas wie ein Lehrer für Esoterik. Er leitete Kurse und hatte sich besonders auf die alten Magien der Urvölker konzentriert. Von ihnen, da war er sich sicher, konnte die heutige Generation noch viel lernen.

Ob die Völker nun auf der Erde entstanden waren oder sich aus dem All gelöst hatten, um die Erde zu besiedeln, das war ihm egal.

Er nahm die Steine als eine besondere Tatsache hin und wußte einmal mehr, daß sie von einem Geheimnis umgeben waren.

Er ganz persönlich glaubte daran. Da konnten andere sagen, was sie wollten, beirren ließ er sich nicht.

Für ihn waren zwei Dinge wichtig.

Der Sonnenauf- und der Sonnenuntergang. Wenn sie stattfanden, spielte das Licht dabei eine besondere Rolle. Dann fiel es eben in einem bestimmten Winkel auf das Gebiet der Steine und leuchtete dort durch die entsprechenden Fenster. Es schien die Korridore zwischen den Kreisen zu vergolden. So war die Kraft am deutlichsten spürbar. Da spürten die Menschen etwas von dem Geist und der Botschaft der fernen Vergangenheit, die für Hanson nicht verschwunden war, sondern sich gerade in Stonehenge konzentriert hatte.

Die Steine waren und blieben ein Rätsel, das er auch nicht auflösen wollte. Er wollte nur daran teilhaben und von der Kraft partizipieren.

Hanson war nicht allein gekommen. Er hatte seine Frau Gaby mitgebracht, die mit ihm zusammen die Kurse leitete. Sie war die praktische Person in der Verbindung, sorgte für die korrekten Einnahmen und die ebenso korrekte Abrechnung und überließ die spekulativen Dinge ihrem Mann, der nicht genau wußte, ob Gaby auch wirklich so dachte wie er oder ob sie nur immer mitkam, um ihm eine Freude zu machen. Klarheit hatte er nicht bekommen, er wollte sie auch nicht fragen, um sie nicht in Gewissenskonflikte zu stürzen.

Mitten in der Nacht war er aufgestanden. Das heißt, zu der Zeit, als die vierte Morgenstunde anbrach. Bis zum normalen Sonnenaufgang war es noch etwas hin, aber Sid mußte auch Vorbereitungen treffen: Kaffeekochen, eine flüchtige Gesichtswäsche, das Herauslegen bestimmter Gegenstände. Dazu gehörten das Infrarot-Nachtglas und der Camcorder, der mit einem kleinen Monitor ausgerüstet war.

Was er sonst noch benötigte, stand bereits auf dem flachen Dach des Wohnmobils.

Es waren zwei Stühle. Einer für seine Frau, der zweite war für ihn, und ein Klemmbrett mit mehreren Seiten darauf sowie Bleistiften.

Erst als Sid mit allem fertig war, weckte er seine Frau Gaby. Verschlafen brummte sie und wollte gar nicht aufstehen. Sid kannte das, seine Frau war eben eine Langschläferin.

Er zog sie leise lachend in die Höhe und drückte ihr ein nasses Tuch gegen die Wange.

Das machte sie munter.

Bevor sich Gaby beschweren konnte, legte er ihr einen Finger auf die Lippen. »Sei still, andere wollen noch schlafen.«

Sie rieb ihre feuchte Wange. »Ist es denn schon soweit?«

»Klar.«

Gaby schwang sich aus dem schmalen Bett und blieb auf der Kante sitzen. Es war noch warm im Wagen, denn in der Nacht hatte es sich kaum abgekühlt.

Sid turnte bereits auf dem Dach herum. Im Gegensatz zu seiner Frau war sein Haar braun. Er trug es lang und im Nacken zu einem Zopf. An seinem linken Ohr baumelte ein Ring. Sid hatte ein schmales Gesicht, rasierte sich immer erst nach drei Tagen und schaute aus seinen dunklen Augen stets ein wenig melancholisch in die Welt.

Gaby fiel mit ihrer lockigen Strohfrisur immer auf. In ihrem Gesicht verteilten sich die Sommersprossen, und sie mußte sich davor hüten, zu lange in der Sonne zu sein. Das vertrug ihre helle Haut nicht.

Wie ihr Mann trug auch sie einen Trainingsanzug und Turnschuhe.

Noch ziemlich verschlafen stand sie in der Minidusche mit dem Mini-Waschbecken und rieb sich mit etwas Wasser den Schlaf aus den Augen.

Gaby Hanson kämmte sich noch und verließ dann den Wagen.

Die Leiter aufs Dach befand sich dicht neben dem Ausstieg. Gaby drückte die Tür nur zu, bevor sie nach oben kletterte. Als sie über die Dachkante schauen konnte, legte sie eine Pause ein.

Ihr Mann hatte sich gesetzt. Er hantierte mit dem Camcorder herum und stellte dort etwas ein. Als Lichtquelle hatte er sich mit einer Taschenlampe begnügt.

»Ist alles okay, Sid?«

Hanson schaute hoch. »Ja, bestens.«

»Gut.« Gaby hangelte sich aufs Dach und ging zu ihrem Stuhl, der neben dem ihres Mannes stand. Leider besaßen sie nur ein Nachtsichtgerät, aber sie würden sich abwechseln, wenn es etwas Interessantes zu sehen gab.

Sie waren erst am Vorabend eingetroffen. Es war ihr erster Sonnenaufgang, den sie erlebten, und Sid versprach sich einiges davon.

Gaby war skeptischer, aber Sid hatte sich nicht beirren lassen. Er war der Meinung gewesen, daß beide genau zum richtigen Zeitpunkt eingetroffen waren und sich an den Steinen etwas tun würde.

»Was denn?« hatte Gaby gefragt.

»Das kann ich dir nicht sagen, aber es gibt da ein Feeling, das ich spüre. Mein Kupferarmband sendet etwas aus, vielleicht eine Botschaft.«

»Weißt du denn nichts Genaueres?«

»Noch nicht.«

Gaby hatte sich letztendlich damit zufriedengegeben. Tief in ihrem Innern hoffte ja auch sie, daß etwas passierte, etwas Ungewöhnliches geschah, endlich mal, und daß dieses lange Warten und Hoffen ein Ende hatte.

Sie wollte einfach Beweise haben. Diese dann mit der Kamera festhalten, um den Schülern endlich mit konkreten Dingen kommen zu können. Das wäre etwas gewesen und natürlich gut fürs Geschäft.

Sie schaute sich vom Dach des Wagens aus um. Auch wenn es still war, es gab außer ihnen noch mehr Besucher, die auf den Beinen waren, um den Sonnenaufgang von Stonehenge mitzuerleben. Nicht alle Beobachter hatten es so gut wie die Hansons mit ihrem Wohnmobil. Sie mußten sich schon auf kleine Leitern oder Stühle stellen, um den Sonnenaufgang über den Steinen erleben zu können.

Der Himmel hatte sich bereits verändert. Das Grau war einem leichten Rotton gewichen. Dann dauerte es nicht lange, bis der erste Sonnenstrahl die Erde erreichte.

Darauf warteten alle.

Die Hansons saßen dicht beisammen. Auf Gabys Schoß lag der Camcorder. Sid hielt das Glas gegen seine Augen und stellte noch einmal die genaue Schärfe ein.

Seine Lippen zeigten ein breites Lächeln. Er fand das Bild, obwohl er wegen der noch schlechten Lichtverhältnisse nicht viel sah, einfach überwältigend. Er sah die nächsten Blöcke, die breit und flach auf Säulen lagen. Er konnte genau den Kreis nachvollziehen, und er sah auch die kleinen Formationen, die im Schlagschatten der großen Kreise beinahe verschwanden.

Ein imponierendes Bild, wie auch die Skeptiker hatten zugeben müssen. Diese Steine besaßen etwas wie ein besonderes Flair.

»Und?« fragte seine Frau leise. »Was siehst du?«
»Es ist super.«
»Das glaube ich dir.«
»Man kann alles erkennen, eine herrliche Breite, und es wird noch besser, wenn der erste Sonnenstrahl die Steine genau im richtigen Winkel trifft. Wir haben Glück mit dem Wetter.«
»Darf ich auch mal?« Gaby erhielt keine Antwort. Sie mußte ihre Bitte wiederholen, um Sid von dem Anblick wegzureißen.
»Ach ja, entschuldige, aber ich…« Er ließ das Glas sinken und drückte es seiner Frau in die Hand.
»Danke.«
Während Gaby schaute, holte Sid eine Blechschachtel aus der Hosentasche und klappte sie auf. Als Inhalt lagen dort dicht an dicht die selbstgedrehten Zigaretten. Er bereitete sie immer am Abend für den nächsten Tag vor.
Sid steckte sich ein Stäbchen zwischen die Lippen, spie noch einen Krümel aus und hielt die Zigarette an die leckende Flamme des alten Sturmfeuerzeugs.
Er inhalierte den Rauch und ließ ihn durch die Nasenlöcher wieder ausströmen. Mit dem bloßen Auge war viel weniger zu erkennen, da standen die Steine noch wie eine stumpfe Masse. Die einzelnen Zwischenräume waren mehr zu ahnen, als zu sehen. Das würde sich bald ändern. Er dachte darüber nach, wie sie den Tag verbringen sollten. Über die Absperrung kamen sie nicht hinweg. Es gab Leute, die es versucht hatten, die aber waren von den Wächtern zurückgescheucht worden, denn Ausnahmen gab es nicht. Nicht einmal zu bestechen waren sie. Bei größeren Summen sah es möglicherweise anders aus, aber wer hatte die schon?
»Das gibt es doch nicht«, flüsterte Gaby.
»Was sagst du?«
»Das ist unmöglich.«
»Was?«
Sie ließ das Glas sinken. »Sieh selbst«, flüsterte sie. »Schau hindurch, dann weißt du Bescheid. Genau in der Mitte. Ich werde es filmen, das muß man festhalten.«
Sid nahm das Glas. Es war noch feucht vom Schweiß der beiden Frauenhände, doch das störte Sid nicht. Er wollte endlich sehen, was auch seine Frau gesehen hatte. Groß zu verändern brauchte er die Schärfe nicht.
Was er sah, ließ ihn fast zu Eis werden.
In einem der Korridore, genau zwischen zwei der mächtigsten Steine, bewegte sich eine Frau!

***

Sid Hanson hielt den Atem an!
Eine Frau? Ja, es war eine Frau, aber sie verdiente diesen Namen im Prinzip nicht. Sie war eine Erscheinung wie aus einem Fantasy-Film, eine Kriegerin mit kurzen blonden Haaren. Im Nacken schmückte sie ein Zopf.
Sie stand einfach zwischen den Steinen, als hätte sie sich dort materialisiert.
Und sie schaute nach vorn.
Ihr Gesicht war so nah. Hanson sah die harten Züge, den breiten Mund, dessen Unterlippe ein wenig nach vorn geschoben war. Auch die hellen Augen, die gerade Nase und eine helle Haut, die sich scharf über die Wangen spannte.
Sie war nackt und trotzdem angezogen.
Ein langer Mantel aus dunklem Stoff umwehte ihre Gestalt. Er war an der Vorderseite nicht ganz geschlossen. Ein von oben nach unten führender Spalt klaffte auf, und in diesem Zwischenraum schimmerte zum größten Teil die nackte Haut durch. Nur in Höhe der Hüfte trug sie ein dunkles Korsett, das aber kaum etwas verbarg.
Was dem Betrachter beinahe noch stärker auffiel als die Frau selbst, war ihre Waffe, denn sie hielt in der rechten Hand ein glänzendes Schwert, dessen lange Klinge mit der Spitze zu Boden wies und dort Flecken zeigte, die durchaus Reste eingetrockneten Menschenbluts sein konnten.
Diese Person war echt. Sie war keine Halluzination, auch Gaby hatte sie gesehen, aber wo, zum Henker, war sie hergekommen?
So plötzlich, so beherrschend, als würden ihr die Steine gehören.
Er wußte es nicht. Zu viele Fragen türmten sich in seinem Kopf auf, aber er dachte auch an das Gefühl, das er bereits seit Tagen gehabt hatte. Ja, dachte Sid, ich habe es gewußt, daß etwas passieren würde.
Erst als ihm das Glas beinahe aus der Hand gerutscht war, stellte er fest, wie stark er zitterte. Dieses Bild war nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben, und er holte tief Luft, wobei er noch aufstöhnte, so daß Gaby aufmerksam wurde.
Sie hatte alles gefilmt, senkte den Camcorder nun, und Sid bewunderte ihre Gelassenheit.
»Was sagst du?«
»Das… das gibt’s nicht!«
»Dann hast du sie auch gesehen?«
»Ja, und auf den Recorder gebannt.«
Sid legte das Glas auf den Stuhl, nachdem er aufgestanden war.
»Moment«, sagte er, »das will ich genau wissen. Wenn das keine Halluzination war, müssen das auch andere gesehen haben.«
»Ja, frag sie. Ich filme inzwischen weiter.«
Beinahe wäre Sid in die Tiefe gestürzt, weil er vergessen hatte, daß

er sich auf einem Autodach befand. Nun kniete er sich hin.

Viele schliefen noch, aber diejenigen, die an ihren Ferngläsern und Kameras klebten, bekamen die Münder vor Staunen nicht mehr zu.

Sie hatten es alle gesehen, sie waren Zeugen, aber es gab nur wenige, die sich über dieses Phänomen unterhielten, denn den meisten hatte es einfach die Sprache verschlagen.

Sid Hanson gab seinen Vorsatz auf, mit ihnen sprechen zu wollen.

Er mußte ebenfalls weiterschauen und hörte den leisen Schrei seiner Frau. Da war etwas passiert.

»Was ist denn?«

»Nimm das Glas, Sid, nimm es!« Ihre Stimme klang hektisch. Nervös griff er nach dem Gegenstand.

Wieder schaute er hin, und die nächste Überraschung erwischte ihn wie ein Peitschenschlag.

Wo die Aufpasser plötzlich hergekommen waren, hatte er nicht gesehen, aber sie waren da, und sie näherten sich der blonden Kämpferin von zwei Seiten.

Die kümmerte sich nicht darum. Wie Red Sonja in ihrer besten Zeit stand sie da, bewegte nicht mal den Kopf. Sie konnte sich auf ihre Kraft und auf die Waffe verlassen.

Die Männer waren jetzt nahe genug an sie herangekommen, um sie auch anzusprechen. Sie trugen Uniformen und sahen trotzdem schlecht gekleidet aus. Ihnen schien ihr Job keinen großen Spaß zu machen, aber sie mußten ihm nachkommen.

»Mal sehen!« keuchte Hanson. »Mal sehen, was sie unternehmen wird. Die läßt sich doch nicht die Butter vom Brot nehmen, das steht fest. Die macht sie alle.«

Unwillig bewegte die Blonde ihren Kopf. Sie schien sich geärgert zu haben, aber die beiden Männer gaben nicht auf. Einer faßte sie sogar an. Damit hatte er einen Fehler begangen. Die Frau ballte die linke Hand zur Faust und rammte sie in das Gesicht des Mannes.

Der flog zurück.

Der andere griff nach seinem Gummiknüppel. Er hatte ihn kaum von seinem Gürtel gelöst, als die Blonde ihr Schwert ein wenig anhob und die silbrig glänzende Klinge nach vorn stieß.

Sie durchbohrte den Mann!

Die Frau stellte die Klinge schräg, schüttelte sie, der Körper rutschte heraus und blieb bewegungslos zwischen den Steinen liegen.

Dann war der zweite Mann an der Reihe.

Er hatte sich wieder aufgerafft und hielt die Hände gegen das Gesicht gepreßt.

Während Gaby noch immer wie in Trance filmte und ihre normale Gedankenwelt einfach ausgeschaltet hatte, schaffte es ihr Mann nicht, das Glas zu senken.

Er mußte schauen! Es war wie ein Drang, der ihn nicht losließ, und er sah, wie die Blonde abermals tötete.

Die Klinge sauste durch die Luft. Und diesmal erwischte sie den Kopf des Mannes. Sie trennte ihn vom Körper, auch die Arme wurden nicht verschont, aber das sah Sid Hanson schon nicht mehr. Das Glas war ihm aus den Händen gerutscht und genau zwischen seinen Füßen mit einem dumpfen Laut auf dem Dach des Autos gelandet, wo es liegenblieb.

Auch Gaby filmte nicht mehr. Sie hockte auf ihrem Stuhl und weinte.

Es war für beide und auch für die anderen Zeugen dieser schrecklichen Morde nicht zu begreifen. Was sich zwischen den Steinen abgespielt hatte, war mit dem menschlichen Verstand nicht zu packen.

Da war eine Sperre eingebaut, die sich einfach weigerte, zumindest bei dem Ehepaar Hanson. Den übrigen Zeugen erging es wohl kaum anders.

Gaby mußte ihren Mann berühren, um einen Halt zu haben. Sie war außer sich. Es dauerte seine Zeit, bis sie endlich einige Worte gefunden hatte. »Was ist das gewesen, Sid? Meine Güte, was haben wir… was haben wir nur gesehen?«

»Zwei Morde!« hauchte er tonlos.

»Durch sie?«

»Ja, ja, Mädchen. Durch eine Fremde. Durch eine Gestalt, wie es sie eigentlich nur im Film gibt. Aber das war kein Film, das war… das war die Wirklichkeit. Da ist jemand gekommen.« Er hob die Schultern. »Woher, das weiß ich nicht. Jedenfalls ist sie da, und die beiden Männer leben nicht mehr.«

»Ich habe es gefilmt.«

»Weiß ich…«

»Wir müssen weg, Sid!« Gaby war schon wieder in der Lage, praktisch zu denken. »Wir dürfen nicht länger hierbleiben. So weit weg ist die nicht. Stell dir vor, die beläßt es nicht bei den beiden Toten und kommt zu uns.«

Hanson war noch immer so geschockt, daß er keine Antwort fand.

Er wollte noch einmal hinschauen und nachsehen, ob diese Person tatsächlich zu ihnen kam, da hörten all die Menschen auf dem Platz etwas, das ihnen die Schauer über den Rücken trieb.

Es war der Gesang der Sirene!

***

Niemand hatte ein Radio oder einen Recorder eingeschaltet. Dieser Gesang hatte seine Quelle zwischen den Steinen und eben an der Stelle, wo die blonde Mörderin stand.

Sie war es, die sang!

Es kam nur von ihr, es gab keine andere Möglichkeit. Niemand wäre überhaupt auf die Idee gekommen, nach derartigen Taten zu singen. Es war nicht zu begreifen.

Auch für Gaby Hanson nicht. Sie wunderte sich darüber, daß sie es trotzdem geschafft hatte, die Szene mit dem Camcorder zu filmen. Sie war mit den Gedanken nicht richtig dabei, nur einmal hatte sie daran gedacht, daß der Gesang aufgenommen wurde.

Sid war es ungemein schwergefallen, wieder das Glas anzuheben.

Er fühlte sich wie jemand, der nichts, aber auch gar nichts begriff, doch auch er handelte wie in Trance, und er sah natürlich, was sich so vor ihm abspielte.

Die namenlose Blondine war die Siegerin!

Jedenfalls hatte sie eine darauf hindeutende Pose eingenommen.

Breitbeinig stand sie zwischen den beiden Leichen. Ihr Kopf war etwas zurückgedrückt. Das Schwert hatte sie in ihrem Korsettgurt gesteckt. Die Hände waren zu Fäusten geballt, ihr Mund stand offen, und sie sang.

Keiner kannte das Lied. Aber die Camper und Fans der Steine hörten fasziniert zu. Dieser Gesang schaffte es sogar, die schrecklichen Morde in den Hintergrund zu drücken. Jedenfalls bemerkte Sid Hanson das an sich selbst, denn für ihn gab es einzig und allein nur den Gesang, sonst nichts anderes mehr.

Was war er? Was hatte er zu bedeuten?

Triumph über die Menschen? War da jemand aus einem anderen Reich erschienen, der es den Menschen zeigen wollte?

Schrille Töne erklangen, jammernd und nahezu verzweifelt klingend, dann aber wieder absackend, so daß sie in einer dumpfen Melodie hineinflossen, die sich anhörte wie ein Versprechen oder eine finstere Drohung.

Ja, eine Drohung!

Sie war da.

Sie hatte sich gezeigt und riß plötzlich beide Arme in die Höhe.

Dabei bog sich ihr Oberkörper zurück. Noch einmal sang sie all ihre Wut oder ihren Frust hinaus, und über die waagerecht liegenden Steine hinweg zitterte es wie ein Schrei.

Dann brach der Gesang ab.

Im selben Augenblick explodierte der erste Sonnenstrahl. Er war wie eine glänzende Lanze, die sich durch nichts aufhalten ließ und auch noch den Körper erwischte.

Sie stand plötzlich in einem goldenen Glanz und war zu einer anderen Figur geworden. Bis sie verschwand!

Einfach so. Sie war plötzlich weg. Niemand hatte gesehen, wohin sie gegangen war.

Doch eine Spukerscheinung war sie nicht gewesen. Dagegen sprachen

die beiden auf dem Boden liegenden Toten, um die herum sich eine Blutlache ausgebreitet hatte.

Sid Hansons Kopf sackte nach vorn. Er hörte sich stöhnen. Der Trainingsanzug fühlte sich an, als wäre er aus der Wäsche gekommen und nicht getrocknet worden, so vollgeschwitzt war er. Der Mann wußte nicht mehr, was er denken sollte. Er war hergekommen, um etwas von der Magie und der Kraft der geheimnisvollen Steine zu spüren, und seiner Frau war es ähnlich ergangen.

Niemals aber hätten sie gedacht, daß sie mit einem gräßlichen Verbrechen konfrontiert würden. Das wollte ihm nicht in den Kopf, und bei seiner Frau war es sicherlich ebenso.

»Sid…«

Er hörte Gabys zittrige Stimme. Was sie ihn jetzt auch fragen würde, er wußte die Antwort nicht, deshalb schüttelte er im voraus den Kopf. »Ich habe keine Erklärung.«

»Das dachte ich mir.«

»Hast du sie?«

»Nein, aber du bist der Fachmann. Du hast dich für die ungewöhnlichen Dinge interessiert. Du hast von der Mafia und der Faszination der Steine gesprochen, von der Verbindung in andere Zeiten, in die Vergangenheit hinein, wie auch immer.«

»Aber nicht von Mord, Gaby.«

»Das ist richtig.«

»Ich will hier weg!« sagte Sid und erhob sich von dem Stuhl. Er hatte für die Steine keinen Blick mehr, obwohl sie wirklich einmalig aussahen. Über den Steinen zeigte der Himmel nun einen phantastischen Glanz. Noch lauerte an den Rändern die Dunkelheit, aber das Sonnenlicht war weiterhin auf dem Vormarsch.

Dafür hatten die Hansons keinen Blick mehr. So rasch wie möglich kletterten sie vom Dach ihres Fahrzeugs. Gaby vorneweg. Sie nahm die Stühle ab, die ihr Sid reichte. Die wertvollen Geräte trug er selbst in Sicherheit.

Nichts war mehr wie noch vor einer halben Stunde. Es gab keine Ruhe. Die Menschen waren durch das schreckliche Ereignis aufgeschreckt worden. Im Zentrum von Stonehenge lagen zwei tote Männer, und die Camper waren eben die Zeugen gewesen. Sie hatten miterleben müssen, wie die beiden Männer starben. Vor ihren Augen hatte eine Schwertklinge ihre Körper durchbohrt, und jeder hatte die verfluchte Mörderin gesehen, aber niemand sprach über sie.

Es war, als würde man ihnen die Lippen zuhalten. Da gab es einfach nichts zu reden. Und wenn gesprochen wurde, dann nur im Bekanntenkreis. Hin und wieder war auch ein leises Weinen oder Schluchzen zu hören. Flüsternde Stimmen wehten über den Platz.

Es dauerte etwas, bis die Menschen wieder soweit waren, daß sie

auch zu ihren Nachbarn Vertrauen gefaßt hatten und mit ihnen über die Vorgänge reden konnten. Das wollten die Hansons nicht. Sie hatten sich in ihr Wohnmobil zurückgezogen und die Türen verschlossen. Sidney saß bereits hinter dem Lenkrad, ohne allerdings einen Startversuch zu unternehmen. Durch die getönte Scheibe starrte er nach draußen, die Arme angewinkelt und auf das Steuer gestützt. Er war mit seinen Gedanken allein, suchte nach einer Lösung und verzweifelte fast, als er nicht darauf kam.

»Wollten wir nicht fahren?« fragte Gaby ihn.

Sid nickte.

»Wir müssen zur Polizei, Sid. Ich weiß nicht, wer diese Vorgänge noch gefilmt hat, aber wir sind die besten Zeugen, wir haben die Aufnahmen im Kasten.«

»Das stimmt.«

Gaby hatte sich besser erholt als ihr Mann. »Da gibt es zwei Möglichkeiten. Wir können hierbleiben und warten, bis die alarmierte Polizei eintrifft, was sicherlich geschehen wird, wir können aber auch nach London fahren und uns direkt an die entsprechenden Spezialisten wenden.«

Sid überlegte. Er drehte sich dabei zur Seite, weil er sah, daß Gaby neben ihm stand. »Warum nach London?« fragte er.

»Nun ja, Sid, ist das nicht ein Fall für einen bestimmten Mann? Ich denke, du weißt, wen ich meine.«

Er überlegte einen Moment. »Etwa Sinclair?«

»Ja, genau.«

»Hm.«

Gaby war irritiert. Sie setzte sich auf den Beifahrersitz. »Was stört dich daran?«

»Möglicherweise dieser Sinclair selbst. Bisher haben wir mit ihm nichts am Hut gehabt, aber das ist…«

»Vergiß doch dein Vorurteil. Du kennst ihn nicht. Du hast nur hin und wieder etwas über ihn gehört oder gelesen. Er ist in manchen Kreisen nicht eben beliebt, das stimmt, aber davon sollten wir uns nicht beeinflussen lassen und uns ein persönliches Bild machen. Ist das in deinem Sinne?«

»In deinem denn?«

»Aber klar.«

Sid Hanson seufzte. »Gut, dann sollten wir fahren. Aber stell zuvor bitte die Kaffeemaschine an, ich brauche einen Muntermacher.«

»Daran soll es wirklich nicht scheitern, Sid.«

So waren die Hansons die ersten, die den Platz verließen…

***

Es hatte zwei Tote gegeben!

Daß in einer Zeit wie dieser sehr oft Menschen starben und daß kaum jemand davon Notiz nahm und schulterzuckend seinen eigenen Problemen nachging, ließ sich wohl so leicht nicht mehr ändern, auch wenn man sich daran nicht gewöhnen sollte. In diesem Fall aber lagen die Dinge anders. Die beiden Männer waren ermordet worden, und dies an einem sehr exponierten Ort, den Steinen von Stonehenge.

Das machte die Sache interessant.

Wir hatten davon erfahren, denn diese Meldung war auch zum Yard gefaxt worden, doch weder Suko noch ich hatten es richtig registriert. Wir waren noch zu sehr mit den Gedanken bei unseren letzten Fällen, die uns unter anderem in die Schweiz geführt hatten.

Das war vorbei, London hatte uns wieder und damit auch die Normalität, die am frühen Morgen mit. Glendas Kaffee begonnen hatte und sich über den Vormittag hinzog, wo wir mit dem Studium zahlreicher Meldungen beschäftigt gewesen waren, unter anderem auch mit den beiden Morden in Stonehenge in der vergangenen Nacht.

Wir hatten auch mit unserem Chef gesprochen, und nach unserem Bericht über den letzten Fall hatte er die Taten kurz erwähnt.

»Ist das was für uns?« hatte er gefragt.

»Keine Ahnung, Sir.«

»Was meinen Sie, Suko?«

»Ich schließ mich Johns Meinung an.«

Sir James war leicht angesäuert. »Sie scheinen noch nicht ganz auf dem richtigen Dampfer zu sein, stelle ich fest. Hat die Bergluft Ihre Aktivitäten gebremst?«

»Das nicht«, sagte ich. »Aber hin und wieder fällt auch uns das Umdenken schwer.«

»Ich merke es schon. Jedenfalls geben die beiden Morde einige Rätsel auf, das habe ich erfahren. Richten Sie sich darauf ein, daß Sie sich damit befassen.«

»Wir bleiben dann im Lande, Sir«, sagte ich.

Begeistert waren wir nicht, hingen in den folgenden Stunden leicht durch, schauten hin und wieder gegen den sonnigen Sommerhimmel und beneideten Glenda Perkins, die sich den Rest des Tages freigenommen hatte und den nächsten Tag auch noch, um schon jetzt ins Wochenende starten zu können. Wir aber hockten zwischen den kahlen Bürowänden und warteten irgendwie darauf, daß etwas geschah.

Es würde was geschehen, das sagte mir mein Gefühl, und meine Gedanken drehten sich dabei um die Morde in Stonehenge. Ohne mit dem Fall direkt beschäftigt zu sein, sprachen wir schon darüber, und auch Suko war der Ansicht, daß sich dort möglicherweise etwas zusammenbraute, obwohl uns die Beweise noch fehlten.

Ich will es kurz machen.

Zwei Stunden später war es mit unserer Lethargie und den Überlegungen vorbei, denn da hatten wir den Fall am Hals und lernten das Ehepaar Hanson kennen.

Beide waren zum Yard gekommen, hatten zunächst Sir James ihre Geschichte erzählt, der davon fasziniert und aufgerüttelt worden war und uns augenblicklich Bescheid gegeben hatte.

Im Büro des Superintendenten trafen wir zusammen.

Die Hansons entpuppten sich als ein etwas alternativ aussehendes Ehepaar. Das mochte auch an der Frisur des Mannes liegen, der seine Haare im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Gaby Hansons Frisur glich mehr einem Struwwelkopf. Beide trugen Trainingsanzüge und sahen aus, als wären sie geradewegs frisch vom Campingplatz gekommen, um sich hier bei uns zu verlaufen.

Nur machten sie nicht gerade einen fröhlichen Eindruck. Sie waren bedrückt, aber sie bewachten ihr teures elektronisches Gerät mit Argusaugen. Mochte man Sir James auch als altmodisch und antiquiert ansehen, wenn es hart auf hart kam, dann war er voll da und auch mit einer entsprechenden Technik ausgerüstet, die er normalerweise hinter Schiebewänden verbarg, die aber jetzt offen lag, denn ein viereckiger Kasten, sprich Glotze, war für uns zum Hilfsmittel geworden.

Die Hansons hatten uns den Beweis der beiden Stonehenge-Morde angekündigt und zuvor noch hoch und heilig versichert, daß an diesen Aufnahmen nichts getürkt war. Was wir zu sehen bekamen, hatte sich tatsächlich alles so abgespielt, was uns sicherlich auch andere Zeugen später bestätigen konnten.

Sir James hatte sich mit den zuständigen Kollegen der Mordkommission in Salisbury in Verbindung gesetzt und darum gebeten, auf dem laufenden gehalten zu werden, was die Ermittlungen anging.

Das hatte man ihm auch zugesagt, aber noch waren die Untersuchungen im Gange. Nur die Hansons hatten sich abgesetzt.

Wir hatten auch etwas über ihren Hintergrund erfahren und wußten, daß sie gewissen Dingen sehr aufgeschlossen gegenüberstanden. Sie waren Menschen, die an geistige Kräfte glaubten, an einen bestimmten Zauber und auch an Magie.

Da die Sonne hereinschien, hatten wir die Fenster etwas abgedunkelt. So konnten wir besser fernsehen.

»Fertig?« fragte Hanson.

Sir James nickte.

Unser Chef und wir standen zusammen. Gaby Hanson saß auf einem Stuhl. Sie hatte die Beine übereinandergeschlagen und bewegte ihre Hände unruhig über die Knie hinweg.

Ihr Mann hatte sich in der Nähe des TV-Apparats aufgebaut und

schaute schräg gegen den Bildschirm.

Dort erschienen die ersten Szenen. Schon nach wenigen Sekunden zeigte es sich, daß die Hansons gute Video-Filmer waren, denn die Bilder waren von guter Qualität.

Zu Beginn war ich noch etwas skeptisch gewesen und Suko ebenfalls, wie ich seinem Gesichtsausdruck entnahm. Was wir dann aber präsentiert bekamen, zog uns in seinen Bann. Wir mußten erleben, wie plötzlich die Gestalt der Frau erschien, als wäre sie der schwindenden Dunkelheit entwichen.

Wir schauten sie uns genau an und schüttelten immer wieder den Kopf. Diese sah nicht so aus, als wäre sie der Wirklichkeit entsprungen, sie kam uns eher vor wie eine Schauspielerin, aber ihre brutalen Taten waren echt. Wir bekamen die Morde zu sehen, und dabei zitterte das Bild. Der Filmer konnte seine Gefühle nicht mehr unter Kontrolle halten. Brutal ging diese weißblonde Person mit ihrem Schwert um, und kurz nach diesen Taten hatten die Hansons auch aufgehört zu filmen.

Auf dem Bildschirm erschien Schnee, und wir standen zunächst einmal da, ohne etwas zu sagen, aber noch immer unter den Eindrücken des Gesehenen stehend.

Auch die Hansons zeigten sich mitgenommen. Gaby tupfte ihr Gesicht mit Kölnisch Wasser ab.

»Das ist die Wahrheit«, sagte ihr Mann währenddessen dabei.

»Die reine, brutale Wahrheit. Diese Morde sind geschehen, da haben wir nichts hinzugefügt und auch nichts weggenommen. Mehr können wir Ihnen nicht bieten und denken, daß jetzt Sie an der Reihe sind.«

»Da haben Sie recht«, sagte ich leise.

»Stellt sich natürlich die Frage, wer diese Frau war«, sagte Sir James, wobei er Suko und mich anschaute, als könnten wir ihm auf der Stelle den Namen präsentieren.

Wir mußten leider passen.

»Nie gesehen?«

»Nein, Sir.«

»Was vermuten Sie?«

»Sag du was«, murmelte Suko.

Einen Verdacht hatte ich schon, auch wenn ich die Schultern hob.

»Normalerweise hätte man sagen können, daß es ein Ausschnitt aus einem Fantasy-Film ist, aber da liegen wir wohl falsch.«

»Klar, das ist alles echt!« rief Gaby Hanson, ihre Stimme schrillte dabei.

»Niemand hat das Gegenteil behauptet. Uns interessiert nur, aus welchem Umkreis diese Gestalt stammt.«

»Atlantis?« murmelte Suko fragend.

»Das ist möglich.«

»Nicht die Zeit der Ritter und…«

»Nein, nein, auf keinen Fall. Die haben anders ausgesehen. Zu dieser Zeit wäre es einer Frau nicht in den Sinn gekommen, in einem derartigen Aufzug herumzulaufen. Aber mich irritiert noch etwas«, fuhr ich fort, wobei mir Sir James das Wort aus dem Mund nahm.

»Sie meinen den Gesang?«

»Genau, Sir.«

»Der hat uns auch stutzig gemacht«, sagte Sid Hanson. »Sie hat plötzlich angefangen zu singen, das geschah aber erst nach den beiden Morden, als wollte sie ihren Triumph darüber auch öffentlich kundtun. Kann so etwas sein?«

»Das muß es sogar, sonst hätten Sie und wir es ja nicht gehört. Jedenfalls möchten wir uns bei Ihnen bedanken, daß Sie so schnell und vor allen Dingen richtig gehandelt haben.«

Hanson winkte ab. »Keine Ursache. Wir haben ja hin und wieder über Sie gehört. Da kam uns eben die Idee.« Nun sprach er ein anderes Thema an. »Sie werden die Aufnahmen sicherlich behalten wollen, denke ich.«

»Das wäre nett.«

»Können Sie, können Sie. Wir wollen damit nichts zu tun haben.«

Er hob beide Hände, und Gaby Hanson nickte dazu. »Ich möchte auch jetzt nach Hause«, sagte sie. »Die Nacht war kurz, hinzu kam die lange Fahrt. Oder brauchen Sie uns noch?«

»Nein, wenn nicht Sir James noch etwas…« Ich schaute ihn an.

Der Superintendent schüttelte den Kopf. Über Telefon holte er einen Mann herbei, der die Hansons noch bis zum Ausgang begleiten sollte. Zum Abschied reichten sie uns die Hände.

Mrs. Hanson lächelte verkrampft. Ihr Mann fragte: »Werden Sie sich wirklich um diesen Fall kümmern?«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

»Und Sie geben uns Bescheid, wenn sie eine Spur oder den Fall selbst gelöst haben?«

»Ist versprochen.«

»Danke. Wir… wir gehen dann.«

Der Beamte war schon da. Wir schauten den dreien nach, bis die Tür hinter ihnen geschlossen war, und kümmerten uns erst dann um unsere eigenen Belange.

Sir James saß wieder hinter seinem Schreibtisch. Er schaute den viereckigen Bildschirm an, als würde er damit rechnen, daß sich die Bilder wiederholten. »Ist es zuviel verlangt, wenn ich Sie beide nach einem Plan frage?«

»Nein.«

»Haben Sie einen?«

»Wir werden uns wohl oder übel noch heute in Richtung Stonehenge

auf den Weg machen müssen.«
Sir James nickte. »Das habe ich mir gedacht. Und weiter? Haben Sie eine Vermutung?«
»Ich bleibe bei Atlantis«, sagte Suko. »Und du, John?«
»Damit rennst du bei mir offene Türen ein.«
Sir James räusperte sich. »Wobei Atlantis ja nicht eben Ihr großes Gebiet ist, sage ich mal.«
»Das stimmt.«
»Dann brauchen Sie Hilfe…«
Er hatte die Namen nicht ausgesprochen, doch ich wußte, wen er damit meinte. »Kara und Myxin, vielleicht auch der Eiserne Engel…«
Ich lachte. »Gibt es die überhaupt noch?«
Sir James hob die rechte Augenbraue. »Sollte man gewisse Freundschaften nicht pflegen, John?«
»Das schon, aber die drei haben sich perfekt zurückgezogen. Ich weiß nicht, wie lange es her ist, daß wir überhaupt mit ihnen zu tun hatten. Das kommt mir selbst komisch vor.«
»Sie sollten versuchen, die Verbindung zu aktivieren. Wie auch immer!« Sir James stand auf. »Fahren Sie so schnell wie möglich nach Stonehenge. Ich habe das bedrückende Gefühl, hier erst den Anfang erlebt zu haben. Eine Mörderin, die aus einer Vergangenheit erschienen ist. Dazu noch eine Sängerin, das ist schon außergewöhnlich. Oder haben Sie etwas Ähnliches irgendwann einmal erlebt?«
»Auf keinen Fall, Sir.«
»Dann kann ich Ihnen nur Glück wünschen. Ich werde den Kollegen der anderen Mordkommission Bescheid geben und Ihnen so gut wie möglich den Weg freiräumen.«
»Danke, Sir.«
Wir waren entlassen. Als wir wenig später unser Büro betraten, hatten wir nachdenkliche Gesichter aufgesetzt. Diesen Fall durften wir nicht auf die leichte Schulter nehmen, und wir würden es auch nicht tun…

***

Der andere Morgen!
Noch immer waren Myxin und Kara sehr nachdenklich. Sie hatten den Rest der Nacht kaum geschlafen, saßen jetzt zusammen und redeten über die Erlebnisse.
Sie hatten auch den Eisernen Engel hinzugezogen, ebenfalls eine Gestalt aus Atlantis, wo er Anführer der Vogelmenschen gewesen war, und er hatte sich die Geschichte sehr genau angehört, um sich dann mit Myxins Frage konfrontiert zu sehen.
»Hast du diese Person zu deiner Zeit schon erlebt? Kennst du sie

ebenfalls?«
»Roya…«, murmelte er. »Sie scheint ein Phänomen zu sein und gibt sich zudem als Karas Schwester aus.«
Kara widersprach heftig. »Das ist sie nicht. Mein Vater hat sie damals nur für einige Zeit in sein Haus aufgenommen. Eines Tages ist sie dann verschwunden. Konkret haben wir nichts mehr von ihr gehört. Es gab wohl Gerüchte, daß sich Roya der anderen Seite zugewandt hatte. Daß sie nahezu süchtig nach Blut war.«
»Aber sie hat überlebt.«
»Anscheinend.«
»Wie?« fragte der Eiserne.
Kara hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich hatte andere Dinge zu tun. Möglicherweise ist sie in den Dunstkreis des Schwarzen Tods geraten, wer kann das wissen? Sie ist eine Sirene, eine Sängerin, sie will Blut sehen, und das wird sie auch nicht abgelegt haben. Sollte sie tatsächlich zurückgekehrt sein, bedeutet sie eine große Gefahr für die Menschen.«
»Wenn Sie nicht schon hier ist«, sagte Myxin.
»Hier…?«
»Nicht an diesem Ort. Die Steine haben uns praktisch gewarnt. Sie kann auch woanders diese Welt betreten haben. Möglicherweise an einem anderen magischen Ort.«
»Hast du da eine bestimmte Vorstellung?«
Myxin schüttelte den Kopf. »Die habe ich nicht. Wir wissen selbst, daß es immer wieder Wege in die Vergangenheit gibt. Es ist meiner Meinung nach nicht gut, wenn wir hier sitzen und darüber reden. Wir sollten versuchen, einen Kontakt zu finden. Die Steine haben sich gemeldet. Die Steine werden auch ihre Spur nicht verloren haben, so denke ich. Was ist eure Meinung dazu?«
Der Eiserne nickte, Kara zögerte noch.
»Du nicht?« fragte der kleine Magier.
»Ich denke noch nach. Auch wenn wir lange nichts voneinander gehört haben, es wäre besser, John Sinclair zu informieren. Sollte Roya bereits Taten begangen haben, wird das bestimmt entdeckt worden sein. Da haben John und seine Freunde Bescheid bekommen.«
»Nicht unbedingt«, widersprach Myxin.
»Warum nicht?«
»Weil dies nicht in der Nähe unserer beiden Freunde geschehen sein muß.«
Da mußte Kara zustimmen, obwohl es ihr nicht eben leichtfiel.
Überhaupt fühlte sie sich nicht wohl. Die Nacht war vergangen, über ihnen spannte sich ein blauer Himmel, und sie kam sich vor wie gelähmt.
Diese Vorgänge waren an ihnen allen vorbeigerauscht und hatten sie

nur hohnlachend gestreift. So, als wäre jemand dabei, ihnen die eigene Hilflosigkeit vor Augen zu führen. Das war alles andere als positiv und konnte auch in eine verkehrte Richtung führen.

»Wir müssen ihr auf den Fersen bleiben«, sagte Myxin.

Kara nickte. »Wie?«

»Durch die Steine.«

»Was ist mit John Sinclair?«

»Über ihn sollten wir uns später Gedanken machen. Zunächst einmal müßten wir den Weg finden, der uns Roya näherbringt.«

Kara stand auf. Sie überließ Myxin gern in diesem Fall die Führung. Es konnte besser sein, denn er war unvoreingenommen. Sie steckte noch zu tief in den Dingen, war persönlich mit ihnen verwachsen und konnte nicht klar denken.

»Braucht ihr meine Hilfe?« erkundigte sich der Eiserne Engel.

»Noch nicht«, antwortete Myxin.

Er war etwas enttäuscht und hob seine breiten Schultern an. Es konnte ihm zwar nicht recht sein, daß er, ein mächtiger Kämpfer aus dem alten Atlantis, zwar lebte, aber zur Untätigkeit verdammt war.

Das machte ihn unzufrieden, da reagierte er menschlich.

Kara und Myxin verließen die Hütte.

Schweigend standen die Steine vor ihnen. Sie glänzten im hellen Licht der Morgensonne, das sie an verschiedenen Seiten aussehen ließ wie Spiegel.

Nichts wies daraufhin, welch eine Magie in ihnen steckte, und sie sahen aus, als wären sie für alle Ewigkeiten in den Erdboden gerammt worden.

Es hatte Versuche gegeben, sie zu zerstören, aber die Steine hatten den Attacken widerstanden, und sie waren und blieben die Träger einer unbegreiflichen Magie, die mit Regeln und Gesetzen zu tun hatte, die jenseits der menschlichen Vorstellungskraft lagen. Kara sah nicht mehr aus wie in der Nacht. Sie trug einen engen, gelben Anzug, dazu hohe Stiefel, und sie hatte auch ihren Gurt umgebunden, an dem ihre wichtigste Waffe, das Schwert mit der goldenen Klinge, befestigt war. Es war nicht nur ein Instrument des Kampfes, sondern auch der reinen Magie, denn durch die Kraft der Klinge konnte sie Zeitbrücken herstellen und diese auch überwinden. Kara hatte sich das vorgenommen. Zwischen den Steinen wollte sie hocken und eine derartige Zeitbrücke aufbauen. Möglicherweise gelangte sie so an dasselbe Ziel wie ihre »Schwester« Roya.

»Hast du dich denn wieder an sie erinnert?« wollte Myxin wissen.

»Nein, nicht.« Kara fuhr mit der Hand über ihr Gesicht. »Es ist alles wie weggewischt, verstehst du? Als wäre es nie dagewesen, als hätte es uns nicht gegeben.«

»Das ist seltsam.«

»Stimmt. Ich muß die gemeinsam erlebten Zeiten mit meiner angeblichen Schwester verdrängt haben, was ich nicht einmal bewußt tat. Aber es ist so.«

»Dann sollten wir es noch einmal mit der Hypnose versuchen. Nur so können wir zu einer Spur gelangen.«

Die dunkelhaarige Frau blieb stehen. »Nein, Myxin, nein, das möchte ich nicht. Zumindest jetzt nicht. Erst wenn ich ihren Platz verlassen habe«, sie deutete zu den Steinen hin, »und bei meiner Aktion nichts herausgekommen ist, können wir darüber reden.«

»Okay, wie du willst.«

»Ich gehe davon aus, daß Roya eine Spur hinterlassen hat auf ihrer Reise, und daß mir die flaming stones diese Spur auch zeigen können. Das ist meine Hoffnung.«

Myxin war da skeptischer. »Ist sie in der Lage, auch zu blocken?«

»Kann sein.«

»Was würdest du tun, wenn es zuträfe?«

Sie lächelte ihn an. »Ich müßte wieder zurücktauchen. Möglicherweise entdecke ich in der Vergangenheit etwas, das uns die Gegenwart näherbringt. Es klingt für einen Menschen nicht sehr logisch, aber es ist ein Weg.«

»Sicher.«

Beide standen jetzt in der unmittelbaren Nähe der Steine, schwiegen und lauschten dem leisen Murmeln des kristallklaren Bachwassers, das durch das schmale Bett floß.

Nein, Kara hatte nicht das Gefühl, vor einem Abschied zu stehen, aber sehr weit war sie davon auch nicht entfernt, was Myxin wohl bemerkte. Er fragte sie: »Was bedrückt dich noch?«

»Alles.«

»Kannst du nicht genauer werden?«

Kara überlegte einen Moment, bevor sie fragte: »Kennst du das Gefühl der Angst?«

»Und wie. Ich brauche nur an die Kämpfe in den früheren Zeiten zu denken.«

»Nein, nein, das meine ich nicht. Ich denke da an ein anderes Gefühl. Eine Furcht davor, daß gewisse Trauben für dich zu hoch hängen, wenn du sie pflücken willst.«

»Hm. Ist das deine Meinung?«

Die Schöne aus dem Totenreich mußte nicken. »So ist es. Ich habe Furcht davor, daß mir Roya überlegen ist. Sie ist eine Person, die kein Erbarmen kennt. Ich habe es zum erstenmal erlebt, als sie die Katze tötete, und sie wird mit Menschen ebenso umgehen wie mit diesem Tier. Ich fürchte mich davor, sie nicht stoppen zu können.«

Kara klopfte gegen den Gurt. »Trotz meines Schwerts.«

»So solltest du aber nicht denken. Das könnte deinem Willen im

Wege stehen.«

»Ich weiß es, aber ich kann nicht anders.« Kara seufzte, hob die Schultern und betrat nun das Innere des von den Steinen gezeichneten Quadrats.

Myxin wartete außerhalb. Er schaute zu, wie seine Partnerin weiterging und dort stehenblieb, wo sich die beiden kaum zu erkennenden Diagonalen kreuzten.

Dort befand sich das Zentrum, und genau dort blieb Kara stehen.

Bevor sie ihre Waffe zog, drehte sie den Kopf und lächelte dem kleinen Magier zu.

Der winkte zurück.

Dann zog Kara die Waffe.

Sie hatte dabei tief eingeatmet und schaute für einen Moment auf die goldene Klinge, die im Morgenlicht noch heller strahlte. Erinnerungen durchfluteten sie. Die weit zurückliegende Vergangenheit wurde wieder lebendig. Sie dachte an ihren Vater Delios, einen sehr weisen und magiebegabten Menschen, bei dem sich viele Menschen Rat und Hilfe geholt hatten. Ihr Vater hatte auf der richtigen Seite gestanden und das Böse mit aller Macht bekämpft. Aber er hatte sich später nie um die Person gekümmert, die so leicht als Karas Schwester bezeichnet worden war.

Ihre Erinnerungen brachen ab, als das Schwert mit der Spitze den Boden berührte. Sie hatte es auf den Punkt gestellt, wo die Diagonalen sich trafen, und Kara schaute für einen Moment noch in die Höhe. Sie sah den Himmel und hörte aus weiter Ferne den Motor eines Flugzeugs. Es war eine kleine Maschine, die sicherlich auch dicht über das Gebiet der Flammenden Steine hinwegflog, wobei weder Pilot noch die Passagiere etwas von dieser Oase sehen würden.

Kara konzentrierte sich.

Es war wie immer.

Sie mußte einfach auf gewisse Dinge eingehen, die vorhanden waren. Reste einer alten Kraft oder Magie, und sie hielt die Augen jetzt halb geschlossen.

Das Schwert bildete zu ihrem Körper einen schrägen Winkel. Den Kopf hatte sie leicht in den Nacken gelegt, und sie hoffte darauf, daß die Klinge sie nicht im Stich ließ.

Sie würde all das ausnutzen, was ihr aus Atlantis mit auf den Weg gegeben war, bevor sie schlafend durch die Zeiten getrieben war.

Kara spürte, daß sich etwas tat.

Es war ein leichtes Vibrieren der Waffe zu spüren. Auch hatten die Diagonalen ihre Farbe verändert, sie leuchteten in einer geheimnisvoll schillernden Farbe auf, die eigentlich keinen richtigen Grundton hatte und diesen erst bekam, als die Farbe in die vier hohen Steine hineinlief. Dort veränderten sie dann das Gefüge. Die Steine verloren

allmählich ihr düster wirkendes Aussehen. Sie nahmen eine rötliche Färbung an, die langsam von unten nach oben stieg.

Auch Kara befaßte sich intensiv mit der Veränderung. Sie wollte sich ihr voll und ganz hingeben. Wenn so etwas geschah, mußte sie ihren eigenen Willen ausschalten. Ihr Ziel lag noch in weiter Ferne, möglicherweise an dem rätselhaften Schnittpunkt zwischen der Vergangenheit und der Zukunft.

Durch ihren Körper rann das erste Kribbeln.

Auch dieses Zeichen war ihr bekannt. Es kam ihr vor, als würde sie sich allmählich auflösen und irgendwann davongetragen werden, hinein in eine andere Welt, wo die Regeln und Gesetze der normalen überhaupt keine Geltung mehr hatten.

War sie noch da? Hatte sich ihr Körper aufgelöst?

Kara wußte es selbst nicht. Sie wollte auch ihre Augen nicht mehr öffnen, um nachzuschauen, ob der Kontakt mit dem Boden noch vorhanden war. Das war jetzt alles so unwichtig geworden. Ihr Ziel lag woanders, ganz woanders…

Sie nahm auch den Strom der Kraft auf, die von der Spitze des Schwerts in die Höhe rann und hinein in ihre Hände floß, um sich dann auszuweiten.

Ihr Körper zitterte.

Zumindest kam es ihr so vor, nicht aber dem sie beobachtenden Myxin. Er hatte einen anderen Eindruck bekommen, denn Karas Umrisse waren längst nicht mehr so fest.

Sie zirkulierten, sie standen kurz davor, sich aufzulösen, und die Farbe in den Steinen hatte sich verdichtet. Jetzt machten sie ihrem Namen alle Ehre, sie waren zu den flaming stones geworden, als steckte in ihnen ein erstarrtes Feuer.

Kontakt!

Leiten…

Das alles wünschte sich Kara. Sie wollte in die Vergangenheit oder in die Ebene hineintreiben, wo sich die Zeiten trafen und ihre »Schwester« möglicherweise schreckliches Unheil anrichtete. Davon aber war sie noch weit entfernt, denn jeder ihrer Vorstöße wurde abgeblockt. Immer wenn sie dachte, den Punkt gefunden zu haben, mußte sie einen Rückzieher machen. Etwas hinderte sie daran.

Kara hielt die Augen geschlossen. Aber die Magie machte es möglich, daß trotzdem hin und wieder Bilder vor ihren Augen aufzuckten, wie Momentaufnahmen eines gewissen Lebens oder bestimmter Vorgänge.

Sie sah einen Himmel. Sie sah seltsame Steine, sie sah auch eine Gestalt, eine blonde Frau, die sie auslachte und ihr blutiges Schwert über den Kopf schwang.

Das war sie!

Ja, das war Roya.

Sie hatte es geschafft – und…
Da wurde sie wieder zurückgedrückt. Etwas erwischte sie und stemmte sie weg von diesem Anblick. Finsternis überfiel sie. Weit im Hintergrund hörte sie ein gellendes Lachen, das von einer kalten Stimme abgelöst wurde. »Ich weiß, daß du es versuchst, Kara. Ich weiß es, weil ich es gespürt habe. Aber ich sage dir, daß du nicht die Kraft finden wirst, um mich zu besiegen. Ich bin mächtiger, ich bin stärker, ich werde dich nicht an mich herankommen lassen. Auch ich habe überlebt, und ich werde auf dieser Welt meinen eigenen Weg gehen. Schwert gegen Schwert, Kara!«
Nach diesen letzten Worten schlug sie zu. Die Klinge sauste nach unten, und Kara hatte das Gefühl, mitten ins Herz getroffen zu werden. Sie schrie auf, als sie den Stich verspürte. Einen Moment später drehte sich alles, und eine gewaltige Kraft riß sie zu Boden, wo sie liegenblieb und sich nicht mehr rührte…

***

Wäre Myxin ein Mensch mit allen menschlichen Gefühlen gewesen, hätte er jetzt um Kara beten oder Angst haben können. Aber er war ein Magier, er war jemand, der mit dem normalen Menschsein nichts im Sinn hatte und auch so existierte.
Trotzdem hatte auch er Gefühle, besonders dann, wenn es um Kara ging. Nicht daß er sie liebte, dazu war er wohl trotz seiner Läuterung nicht fähig, aber es gab genügend Dinge, die ihn menschlich reagieren ließen.
Myxin hatte von Beginn an nicht viel Hoffnung gehabt, was Karas Aktion anging. Er hatte ihr auch nicht sagen wollen, daß er ihre angebliche Schwester sehr stark einschätzte, er hatte sie bewußt selbst in diese »Falle« laufen lassen, damit sie lernte, mit dieser Gefahr umzugehen. Bisher war es Kara immer wieder gelungen, zu gewinnen, aber sie war auch nicht auf einen Gegner oder Feind getroffen, der lange Zeit mit ihr zusammengelebt hatte und ihr ebenbürtig war.
Das war nun anders.
Zwar schaffte Kara es, allein durch ihre Konzentration, die Magie der Steine zu aktivieren. Das rote Glühen zog sich auch hoch. Sie würden ihre Kraft abgeben, auf Kara übertragen und dafür sorgen, daß sie einen Erfolg erreichte, aber bis ans Ziel kam sie noch nicht.
Da standen zu viele Hindernisse gegen sie. Myxin, der Zuschauer, bemerkte, wie stark die Schöne aus dem Totenreich abgeblockt wurde.
Er sah es an ihr selbst.
Sie zitterte so stark, als wollten sich die einzelnen Molekülstrukturen auflösen. Und tatsächlich würde es, wenn alles normal lief, dazu kommen, daß Kara sich auf eine Art Zeitreise begab, aber diesmal ließ ihre Gegnerin sie nicht an sich heran. Nicht nur das, sie schlug sogar

noch zurück.
Bevor Myxin eingreifen konnte – wobei es fraglich war, ob er es überhaupt getan hätte –, passierte etwas anderes.
Karas Schwert glühte in einer blassen Farbe auf, die kaum zu beschreiben war.
Gleichzeitig schrie die dunkelhaarige Frau auf.
Und dann…?
Dann war das Schwert mit der goldenen Klinge nicht mehr da. Es war weg, es hatte sich aufgelöst. Die fremde, unheimlich starke Magie hatte es Kara entrissen.
Sie selbst konnte sich nicht mehr halten und brach zusammen, als wären ihr mit einem scharfen Messer alle Sehnen durchtrennt worden. Sie fiel zu Boden und blieb dort bewegungslos liegen.
Wie eine Tote!
Dieser Gedanke erschreckte Myxin. Für ihn gab es kein Halten mehr. Er lief in den Kreis hinein und machte sich Vorwürfe, daß er nicht schon früher so gehandelt hatte. Vielleicht hätte er das Verschwinden des Schwertes verhindern können.
Neben Kara kniete er nieder.
Er spürte noch sehr deutlich die restliche Magie, die durch dieses Zentrum floß. Es war wie ein Rieseln, das ihn erfaßte, und er registrierte auch den bösen Hauch eines fremden Gefühls, das aber war sehr schnell wieder verschwunden.
Kara lebte noch.
Nur für die Dauer weniger Sekunden hatte sie so bewegungslos zwischen den Steinen gelegen. Jetzt stand ihr Mund offen, und aus ihm hervor drangen die keuchenden Atemzüge, die auch von einer gewissen Erschöpfung zeugten.
Myxin hatte sich über sie gebeugt. Er schaute in Karas geöffnete Augen, war sich aber nicht sicher, ob sie ihn erkannt hatte. Ihr Blick sah aus, als wäre sie innerlich noch weggetreten.
Sie mußte aus diesem Quadrat weg. Die Steine hatten ihr Glühen längst aufgegeben, und Myxin, der seine Hände in Karas Achselhöhlen gelegt hatte, zog sie aus dem Zentrum fort.
Daneben blieb sie liegen.
Myxin wachte an ihrer Seite. Er tupfte ihr den Schweiß aus dem Gesicht. Allmählich nahm auch der Blick wieder einen anderen Ausdruck an. Die alte Klarheit kehrte zurück.
»Du…?«
Der kleine Magier lächelte. »Ja, ich bin es. Ich habe dich aus dem Viereck gezogen.«
Kara schloß die Augen. Wahrscheinlich überlegte sie jetzt. Noch immer auf dem Rücken liegend, begann sie zu sprechen, und sie redete mit leisen, beinahe tonlos klingenden Worten. »Ich habe es

nicht geschafft, Myxin. Ich habe es mir zu leicht gemacht. Ich habe gegen meine angebliche Schwester verloren, die in den Jahren, in denen wir nicht mehr zusammen waren, auf der alten Grundlage aufgebaut hat. Sie kannte mich, sie kannte mich zu gut. Sie ist keine normale Gegnerin.«

»Das glaube ich auch.«

»Sie schlug mich zurück.« Kara umfaßte mit der rechten Hand Myxins Gelenk. »Sie hat es tatsächlich geschafft, mich aus dem Bereich der Fläming stones zurückzuschlagen. Kannst du dir das vorstellen? Ist das überhaupt eine Möglichkeit?«

»Du mußt dich damit abfinden.«

»Dann ist sie stärker als die Steine und wir zusammen?«

»Das weiß ich nicht, aber wir können es auch nicht völlig ausschließen.«

Kara schweig. Sie wollte nicht länger liegenbleiben und versuchte, sich zu erheben. Myxin unterstützte sie dabei. Als sie auf den Füßen stand, atmete sie tief durch, senkte dabei Kopf und Oberkörper und stemmte ihre Handflächen auf die Oberschenkel. In dieser Haltung schüttelte sie auch den Kopf. Noch immer hatte sie mit ihrer Niederlage zu kämpfen, denn damit hatte sie nicht rechnen können.

»Wir sollten vielleicht jetzt nach meinen Plänen vorgehen«, schlug Myxin vor.

Kara richtete sich seufzend auf. »Du denkst wieder an die magische Hypnose.«

»Ja, du mußt dich einfach erinnern. Du mußt gewisse Begegnungen mit deiner angeblichen Schwester noch einmal Revue passieren lassen, um möglicherweise dort den Absatzpunkt zu finden, der dich letztendlich zum Sieg treibt.«

»Ich wollte es nicht wahrhaben«, flüsterte sie. »Ich habe immer gedacht, daß die Magie der Steine ausreichen wird. Aber ich habe mich geirrt, das sehe ich ein.«

»Leider.«

Die dunkelhaarige Frau nickte. »Ja, Myxin, wir werden weitermachen. Wir werden nicht auf…« Sie stoppte mitten im Satz. Ihre Hände tasteten über den leeren Gurt. Dann schaute sie in das Quadrat zwischen den Steinen und entdeckte dort ebenfalls nicht das, was sie suchte. »Himmel, wo ist mein Schwert?«

Myxin schwieg…

Kara schaute ihn an. »Wo ist es?« rief sie mit schriller Stimme, was bewies, unter welchem Druck sie stand. »Hast du es? Hast du es mir weggenommen? Sag es! Gib Antwort!«

»Nein, das habe ich nicht.«

»Wo ist es dann?«

»Verschwunden, Kara, es ist verschwunden. Man hat dir dein Schwert

weggenommen, als du versuchtest, Kontakt aufzunehmen. Leider muß ich dir das sagen.«

»Und wer?« hauchte sie. »Wer hat es mir genommen?«

»Die andere Kraft.«

»Sie?« Kara sprach den Namen ihrer angeblichen Schwester nicht aus.

»So wird es wohl gewesen sein.«

Die Frau schaute zu Boden. »O nein, nein, um alles in der Welt. Das… das darf nicht stimmen.«

»Es sind die Tatsachen.«

»Aber das kann nicht…«

»Kara, es ist wahr. Dein Schwert löste sich auf. Es glitt dir aus der Hand. Es wurde von Roya geholt. Wahrscheinlich hat sie nur auf diese Chance gewartet. Es tut mir sehr leid, daß ich dir nichts anderes sagen kann.«

»Ja, ja«, murmelte sie. »So ist es wohl gewesen.« Sie trat einen Schritt auf Myxin zu und fragte mit einer Stimme, die nicht ihr gehörte: »Du hast nichts getan? Du bist mir nicht zu Hilfe geeilt?«

»Es ging zu schnell.«

Kara verzog die Lippen. »Zu schnell, auch für dich…«

»Leider.«

»Dann ist sie auch stärker als du, als wir beide zusammen. Muß ich das so sehen?«

Myxin hob die Schultern. »Ich möchte es nicht hoffen, Kara, sagen wir mal so.«

»Aber die Tatsachen sprechen dagegen.«

»So ist es.«

»Und was bleibt uns?« Sie schaute ins Leere. »Hilfe holen? Wer soll uns helfen? Der Eiserne…? Oder John, Suko …?«

»Was uns bleibt, Kara? Ich kann dir die Antwort geben. Es bleibt nur mein Weg.«

»Die magische Hypnose, die Erinnerung an Zusammentreffen mit dieser… dieser Person.«

»Das ist es.«

Kara senkte den Kopf, breitete die Arme aus und schaute dabei auf ihre leere Handflächen.

Myxin tat es in der Seele weh, sie so zu sehen, aber sie mußten die Dinge so akzeptieren, wie sie waren. Auch wenn es so aussah, aufgegeben hatte er jedoch noch nicht…

***

Stonehenge!

Das wundersame Gebiet im Südwesten unseres Landes. Ein Ort, über den viel geschrieben und noch mehr gesprochen worden ist.

Gerade in den letzten Jahren war dieses Gebiet immer mehr in die Diskussion gelangt. Die hohen Steine, die seltsamen Wälle, die sich nicht nur dort fanden, sondern auch in anderen Länder wie Frankreich oder in den Regionen des Mittelmeers, waren für zahlreiche Menschen zu Wunderstätten geworden.

Wir kannten Stonehenge und hatten diesen Ort an sich nur in einer Verbindung mit atlantischer Magie erlebt. Es war ein Kulturdenkmal, das geschützt werden mußte, deshalb hatten sich die Behörden auch zu den Absperrungen entschlossen, die bewacht wurden. Uns würde man schon in den inneren Kreis hineinlassen, um möglicherweise eine Spur aufnehmen zu können.

Die Kollegen von der Mordkommission waren bereits wieder abgezogen und hatten natürlich auch die Leichen mitgenommen. Neben den normalen Wächtern waren noch zwei Beamte zurückgeblieben. Keine Uniformierten, welche aus einer anderen Truppe, die ebenfalls die Aufpasser überwachen sollten.

Wir hatten den BMW – mit ihm waren wir hergekommen – dort abgestellt, wo sich die Hauptabsperrung befand. Über das Mobiltelefon war unsere Ankunft bereits avisiert worden, und die beiden Kollegen traten auf uns zu, kaum daß wir ausgestiegen waren.

Sie hatten ihre Jacken abgelegt, trugen weiße Hemden, bunte Krawatten und fühlten sich in ihrer Haut nicht sehr wohl. Der mit den rötlichblonden Haaren und dem Oberlippenbart hieß McNeill, der andere, kleiner und grauhaarig, hörte auf den Namen Morgan Flint.

Er schimpfte und erklärte uns, daß er genau drei Monate vor seiner Pensionierung stand und sich über diesen Fall besonders freute.

»Man kann es sich nicht aussuchen.«

»Das weiß ich auch.«

McNeill wollte sicherheitshalber unsere Ausweise sehen. Mit einer Entschuldigung gab er sie uns zurück, bevor er uns in das kleine Wärterhaus geleitete.

Dort stand auch etwas zu trinken bereit, einen Schluck Wasser konnten wir alle bei dieser Hitze gut vertragen.

Flint hatte sich auf einen Hocker gesetzt. Er hob die Schultern.

»Passiert ist nichts mehr. Der Killer ist jedenfalls nicht an den Tatort zurückgekehrt oder die Killerin, wie wir von zahlreichen Zeugenaussagen wissen, obwohl ich es noch immer nicht glauben kann.«

»Es stimmt aber«, sagte Suko.

»Klar«, gab Flint zu und deutete auf seinen jüngeren Kollegen.

»Fragen Sie ihn mal. McNeill sagte vorhin, es sei ihm vorgekommen, als wäre Red Sonja aus ihrem Film gestiegen. Das muß ja ein irres Weib gewesen sein. Halbnackt, mit einem Schwert und blonden Haaren. Die würde sogar noch einem alten Kämpen wie mir aufs Rad

helfen.«

»Bleiben wir bei der Sache«, sagte Suko. »Was haben die Untersuchungen ergeben?«

Ich hatte meinem Freunde das Reden überlassen und mich selbst an eines der Fenster gestellt. Die Sonne stand so, daß die Scheibe noch im Schatten lag und ich einen freien Blick bis hin zu den Steinen hatte.

Ich kannte sie am Tag und in der Nacht.

Beide Male konnte ich mich ihrer Faszination nicht entziehen. Sie waren ein Wunderwerk des Altertums, ein Erbe, das nie vergehen durfte, denn hier hatte die Menschheit etwas hinterlassen bekommen, auf das sie stolz sein konnte. Ich dachte natürlich oder zwangsläufig auch an diejenigen, die die Steine so aufgebaut hatten.

Wer waren diese Menschen gewesen?

Tatsächlich Vorfahren, die noch vor der letzten Eiszeit existiert hatten? Oder hatten diese Menschen Hilfe von Außerirdischen erhalten, die auf ihren Reisen durch das All auf der Erde Zwischenstation gemacht und an vielen Orten auf unserem Globus ihre Spuren hinterlassen hatten?

Ich wußte es nicht, andere ebenfalls nicht, was mich wiederum beruhigte. So wollte ich auch nicht großartig spekulieren und die Steine so nehmen, wie sie waren. Mit den Vor-, aber auch den Nachteilen, denn sie beinhalteten eine gewisse Kraft, das hatten Suko und ich schon mehrmals erlebt.

Sie waren geheimnisvoll, in ihnen versteckte sich eine Magie, und sie mußten es auch geschafft haben, diese blonde Killerin herbeizuholen. Eine Person wie eine Gestalt aus einem Fantasy-Film, aber ich war der Meinung, daß wir hier keinen Film erlebten. Wahrscheinlich standen die Steine in einer direkten Verbindung zu dem längst versunkenen Kontinent Atlantis, und der wiederum hatte gezeigt, wozu er letztendlich noch fähig war.

Nichts bewegte sich zwischen den Türmen und auf den Korridoren. Die Sonne fand überall ihren Weg, sie erhellte auch den Platz, wo die Morde geschehen waren.

Der Kollege McNeill hatte einige Fotos auf dem Tisch ausgebreitet.

Aufnahmen in Schwarzweiß. Sie alle zeigten den Tatort aus verschiedenen Blickwinkeln.

Wir sahen die beiden Leichen, und wir sahen auch, wie sie ums Leben gekommen waren. Kein Anblick für schwache Nerven, zumindest nicht bei dem zweiten Toten, der tatsächlich geköpft worden war. Da hatte diese Mörderin erbarmungslos zugeschlagen.

In meinem Hals zog sich etwas zu. Ich verspürte eine irrsinnige Wut gegenüber dieser Gestalt und wünschte mir, ihr gegenüberzustehen. Ob ich das je schaffte, war fraglich.

»Dann ist sie verschwunden«, hörte ich McNeill sagen. »Sie war

plötzlich weg. Verdammt!«

»Soll ich fragen, wohin?«

Er lachte. »Sie sind gut, Sinclair. Die Blonde tauchte weg. Sie löste sich auf. Das jedenfalls haben Zeugen behauptet. Mein Kollege und ich haben gehört, wer Sie sind. So etwas wie Geister- oder Spukjäger. Wie auch immer, ich jedenfalls wünsche Ihnen viel Erfolg bei ihrer Suche nach dieser Blonden.«

»Ja, danke.«

»Wie wollen Sie denn vorgehen?«

Ich drehte dem Tisch den Rücken zu. »Zunächst einmal werden wir uns den Tatort genauer anschauen.«

»Da werden Sie nichts finden.«

»Aber schauen können wir doch.«

»Bitte, bitte«, sagte McNeill pikiert. »Ich habe Ihnen nur helfen wollen.«

»Ist schon recht.«

»Wie geht es dann weiter? Glauben Sie denn, daß die Mörderin zurückkehrt, nur weil Sie auf sie warten?«

»Was wir glauben, ist im Moment zweitrangig«, erwiderte Suko.

»Wir haben unsere eigenen Methoden.«

Flint und McNeill lachten gemeinsam. »Dann machen Sie mal. Wir sind ja auch noch hier.«

»Stimmt«, bestätigte ich nickend. »Dazu möchte ich noch etwas sagen.« Sie schauten mich gespannt an, als ich fortfuhr. »Sollten hier Vorgänge geschehen, mit denen Sie nicht zurechtkommen, tun Sie sich selbst und auch uns einen Gefallen. Greifen Sie bitte nicht ein. Überlassen Sie die Dinge meinem Kollegen und mir.«

»Auf mich können Sie zählen«, sagte der ältere Flint. »Ich würde lieber in meinem alten Büro sitzen und aus dem Fenster schauen. Ich stelle mir dann immer vor, an der See zu sein. An einem herrlichen Strand zu liegen. Das ist es doch, was der Mensch braucht.«

»Hin und wieder schon«, gab ich zu. »Aber nicht jetzt. Sie wissen Bescheid.«

»Klar.« McNeill nickte. »Gehen Sie nur, wir sind die letzten, die Sie aufhalten werden.«

Ich trat mit einem säuerlichen Grinsen auf den Lippen nach draußen. Manchmal machte es eben richtig Spaß, mit den netten Kollegen zusammenzuarbeiten…

***

Wir waren da, und wir wurden tatsächlich von den zurückgebliebenen Kollegen durch Ferngläser beobachtet, wie wir an einigen Reflexen erkannten.

Sollten sie, uns störte es nicht.

Für uns gab es wichtigere Dinge zu tun, und es war keine Selbstüberschätzung, wenn wir davon ausgingen, daß wir möglicherweise etwas fanden, das die Kollegen übersehen hatten.

Wir standen im Zentrum bei den höchsten Steinen. Mächtige Blöcke, die wie zwei Beine wirkten und durch die über ihnen liegende Steinplatte verbunden waren. Aus der Ferne wirkte alles klein. Wer sich tatsächlich, so wie wir, zwischen den Steinen befand, der konnte schon staunen.

Auf dem Boden entdeckten wir noch schwache Kreidestriche. Da waren die Umrisse der beiden Leichen nachgezeichnet worden.

Über uns stand die Sonne wie ein brennender Stern, der sein gleißendes Licht verstreute. Wir schwitzten furchtbar.

Mehr als einmal hoben wir die Schultern, denn sosehr wir auch den Boden absuchten und selbst die in der Nähe stehenden Steine kontrollierten, es gab keinen Hinweis auf die blonde Frau.

Ziemlich sauer und leicht verärgert hockte ich mich in den Schatten. »Das war nichts«, sagte ich.

Suko stimmte mir zu. »Und wenn du den Versuch mit dem Kreuz wagst…?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Atlantische Magie, Stonehenge-Kraft? Glaubst du denn, daß uns mein Kreuz da hilft? Ich glaube nicht, daß es einen Korridor reißen wird.«

»Das kann sein.«

»Also lassen wir es.«

»Und du spürst auch nichts – oder?«

»Was denn?«

»Eine andere Macht, eine Kraft, die, nun ja…« Suko hob die Schultern. »Ich gehe noch davon aus, daß diese blonde Killerin etwas hinterlassen hat.«

»Klar, zwei Tote.«

»So meine ich das nicht.«

»Wie denn?«

Er drehte sich um und winkte ab. »Schon gut. Dann warten wir eben, ob sich etwas tut.«

Ich grübelte vor mich hin und sprach meine Gedanken laut aus.

»Wenn es, wie wir annehmen, einen Hinweis auf Atlantis gibt, dann müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn Kara und Myxin nicht aufmerksam werden. Sie sind es doch, die spüren, wenn sich etwas gegen sie stellt. Sie sind die Wächter, die Aufpasser, die Herrscher über die Flammenden Steine. Wenn die blonde Mörderin aus diesem Kontinent gekommen ist, müßten es unsere Freunde bemerkt haben.«

»Stimmt.«

»Dann frage ich mich, weshalb sie sich nicht melden und Kontakt mit uns aufnehmen.« Ich stand wieder auf. »So ist es doch bisher immer gewesen.«
»Bisher…«
»Was sollte sich daran geändert haben?«
Suko lächelte mir breit zu. »Das will ich dir gern sagen, John. Möglicherweise wissen sie gar nichts davon. Ja, schau mich nicht so an, das ist möglich. Es kann doch sein, daß die Blonde nichts mit Atlantis zu tun hat. Oder liege ich da falsch?«
»Nein, nein«, murmelte ich, »im Prinzip nicht.«
»Was stört dich daran?«
»Eben das Prinzip.«
»Das begreife ich nicht.«
»Weil es anders ist als sonst, das stört mich.«
»Du willst es einfacher haben.«
»Genau!«
Suko hob nur die Schultern und schwieg. Ich tat es ihm nach, denn dieses Thema war ausgereizt.
Jeder Mensch hat seine Phasen, auch wir machten da keine Ausnahmen. Suko erging es möglicherweise besser als mir. Ich fühlte mich abgeschlafft, einfach kaputt, fix und fertig. Es konnte am warmen Wetter liegen, aber auch an all dem Streß, den wir in den vergangenen Tagen in den Schweizer Bergen erlebt hatten. Nun ja, ich wußte es nicht, aber ich wurde träge, schlief zwar nicht ein, glitt dafür in einen Zustand hinein, wo man die Welt noch sieht, die Umgebung zwar nach wie vor vorhanden ist, sie einem selbst aber sehr weit entfernt vorkommt. Das war ein Zustand der absoluten Entspannung, zumindest bei mir. Ich war locker, alles floß, und ich hatte auch weiterhin den Eindruck, daß sich die Welt von mir entfernte, ohne mich dabei mitzunehmen.
In diese Lethargie hinein drang das Geräusch.
Zuerst kam ich damit nicht zurecht. Ich kriegte nur mit, daß sich Suko ungewöhnlich bewegte. Er stand und hatte sich gedreht, war aber dann in einer sehr angespannt wirkenden Haltung stehengeblieben, ohne daß ich einen Grund dafür sah.
Das fremde Geräusch blieb.
Nein, kein Geräusch, etwas anderes. Eine Melodie, die von einer weiblichen Stimme vorgetragen wurde, sehr nahe war, aber trotzdem so weit entfernt.
Und ich hörte sie.
Mal leise, mal lauter, dann sanft, dann wieder schrill. Alles floß ineinander, alles war so fremd und trotzdem nicht unangenehm.
Gesang – eine weibliche Stimme – Melodien…?
Das paßte auch zusammen, ich ging davon aus. Da trafen

verschiedene Dinge aufeinander, um sich zu einem Bild zu kristallisieren. Nur kam ich im Moment nicht darauf.

Ich schluckte. Schmeckte Staub auf der Zunge und hörte auch die Stimme meines Freundes, die ziemlich verärgert klang. »Verdammt, John, bist du eingeschlafen?«

Das war ich nicht.

Ich schüttelte den Kopf wie ein Hund, der aus dem Wasser kam und die Tropfen loswerden wollte. Dann erhob ich mich mit müden Bewegungen und ärgerte mich selbst darüber, daß ich nicht so fit war. Das konnte nicht nur allein an der Sonne, und der Schwüle hier liegen. Da mußte noch ein anderer Grund vorhanden sein.

Die Stimme sang noch immer.

Diesmal blieb sie in einer Höhe, und das Lied, das sie uns vortrug, klang sirenenhaft schrill, daß es beinahe in den Ohren schmerzte.

Ich stand wieder auf den Beinen, hatte aber das Gefühl, leicht zu schwanken.

Dann bewegte ich den Kopf.

Die Stimme hatte einen Hall bekommen. Ich konnte nicht feststellen, wo die Sängerin stand. Sie schien sich versteckt zu haben.

Aber nein, dann wäre sie nicht so klar an mein Gehör gedrungen.

Vor mir drehte sich Suko um. Er kam auf mich zu. Sicherlich ging er mit völlig normalen Schritten, ich aber hatte den Eindruck, als würde er sich in einem Zeitlupentempo bewegen. Er grinste mich dabei an und bewegte eine Hand, als wollte er mich begrüßen, sagte etwas, das zu leise war, und erst bei der Wiederholung verstand ich es normal, da war der Bann um mich herum plötzlich gebrochen.

»Sie ist da. Die Mörderin, John, die Sängerin, die Sirene.«

»Okay, ich weiß.«

Nach dieser Antwort atmete Suko auf. Meine Stimme hatte endlich wieder normal geklungen, und ich fühlte mich auch wieder so wie immer. Ja, ich war okay.

»Nur sehe ich sie nicht«, sagte er leise. »Dabei habe ich das Gefühl, sie dicht neben mir zu wissen. Ich brauche nur den Arm auszustrecken, um sie berühren zu können. Aber sie ist nicht da, nicht sichtbar…« Seine Worte vertropften.

Ich empfand das gleiche. Auch um mich herum bewegte sich etwas, das ich nicht fassen und nur fühlen konnte. Eine andere Welt, eine andere Dimension, noch nicht sichtbar geworden, aber deutlich zu fühlen. Es lag auch an diesem Gesang, der mal lauter war und mal schwächer wurde.

Wir hatten das Zentrum nicht verlassen. Schatten und Licht wechselten einander ab. Mal drang der mittlerweile unangenehm gewordene Gesang aus dem Schatten, dann aus dem Licht hervor.

Wie auch immer, er blieb…

Ich spürte etwas an meiner rechten Seite, als wäre ich von einem unsichtbaren Wattebausch am Arm gestreift worden. Dafür bekam ich freie Sicht auf einen roten Streifen.

Blut schien von einem nicht sichtbaren Gegenstand herabzufließen, der sich ungefähr in Brusthöhe befand.

Die Stimme sang weiter.

Schriller, viel schriller jetzt.

Und dann war sie da!

Urplötzlich und so stark, daß selbst wir davon überrascht wurden, obwohl wir sie erwartet hatten.

Vor uns stand die weißblonde Killerin. Und sie sah genauso aus, wie wir sie auf dem Videofilm erlebt hatten…

***

Mir stockte der Atem! Es war eben etwas anderes, ob ich eine derartige Gestalt auf dem Bildschirm sah oder in der Realität. In der Ausstrahlung der Gestalt vereinte sich sehr viel Negatives.

Suko stand schräg hinter mir. Auch er rührte sich nicht. Unsere Blicke waren einzig und allein auf die für uns noch namenlose Mörderin gerichtet.

Wie sollte man sie beschreiben? Paßte der Begriff von einer wilden, animalischen Schönheit, wo sich der Tod und die Erotik die Hand reichten?

Sie trug zwar einen dunklen Umhang, der jedoch nicht alles verbarg. Durch das hochgeschnürte Korsett wirkten ihre Brüste starr.

Lange, nicht enden wollende Beine, die nackt waren wie der gesamte Körper. Bei ihr vermischte sich einiges, da kamen Glut und Eis zusammen, eine brisante Mischung!

Ich konzentrierte mich auf das Gesicht und entdeckte dort zwei harte und gierige Augen. Hochstehende Wangenknochen, ein Mund, der breit war, aber auch verhältnismäßig schmal. Die Haare auf ihrem Kopf wirkten wie ausgebleicht, als hätte sie zu lange in der Sonne gelegen. An manchen Stellen schimmerten sie schon weiß. So konnte man sich auch eine Wikingergöttin vorstellen, die aus ihrer Welt auf die Erde hinabgefahren war.

Ich mußte zugeben, daß mich dieser Anblick faszinierte. Suko erging es nicht anders, wie ich mit einem schnellen Blick auf ihn erkannte. Aber da war etwas, das zumindest mich völlig überraschte und auch aus dem Konzept brachte.

Daß diese wilde Person bewaffnet war, hatten wir schon auf dem Videofilm erkennen können.

Nur trug sie jetzt zwei Schwerter.

Mit der Klinge in der rechten Hand hatte sie die beiden Männer getötet.

Ihre linke Hand umklammerte ebenfalls den Griff eines Schwerts.
Und diese Klinge kannte ich.
Die Waffe gehörte Kara!

***

Kara hatte etwas getrunken, saß auf einer Bank und schaufelte ihr Haar zurück. Es war einige Zeit seit dem Schock vergangen, überwunden aber hatte sie ihn noch nicht. Zwar versuchten Myxin und auch der Eiserne, ihr Trost zu spenden, doch die dunkelhaarige Frau befand sich in einem Zustand, wo das so leicht niemand schaffte.

Ausgerechnet das Schwert mit der goldenen Klinge. Bisher hatte sie es gehütet wie einen Schatz. Niemand hatte es ihr gestohlen.

Wenn sie das Schwert aus der Hand gab, dann tat sie es freiwillig.

Nun war es ihr ausgerechnet in einer Schutzzone entrissen worden, von einer Person, die einmal als ihre Schwester angesehen worden war.

Roya – die Frau aus der Vergangenheit. Sie war sogar in der Lage gewesen, das Schwert zu halten. Sie würde es auch führen und damit töten können.

Das wollte Kara nicht in den Kopf. Letztendlich war dieses Schwert nur für den zu handhaben, der zu den Gerechten zählte.

Nur Menschen wie John Sinclair konnten es halten und damit die grausame Dämonenbrut bekämpfen. Oder?

»Ausgerechnet zwischen den Steinen«, murmelte sie immer wieder. »Ausgerechnet dort, wo ich… nun ja, wo ich mich stets so sicher gefühlt habe. Da ist es dann passiert, und ich kann nicht an sie heran. Ich kann es nicht.« Sie schaute den Eisernen und auch Myxin an, weil sie von ihnen eine Bestätigung erhalten wollte.

Keiner stimmte ihr so recht zu. Myxin schaute zu Boden, das Gesicht des mächtigen Engels sollte ein Lächeln zeigen, doch es wurde nur mehr eine Grimasse. Trotzdem rückte er mit einem Vorschlag heraus. »Soll ich es versuchen und die Verfolgung aufnehmen?«

»Nein, das wird keinen Sinn haben. Danke, es war nett von dir, aber das muß ich allein durchstehen. Es ist mein Problem.«

»Stimmt«, sagte auch Myxin.

»Wie meinst du das? Deine Stimme hat so ungewöhnlich hart geklungen.«

Der kleine Magier zeigte ein Lächeln. »Muß ich dir das wirklich erklären, Kara?«

»Nein.«

»Dann entscheide dich endlich. Einmal hast du dich erinnert. Du mußt wieder versuchen, einen Schwachpunkt bei deiner angeblichen Schwester zu finden.«

»Und wenn es keinen gibt?«

»Es wird einen geben!« erklärte Myxin überzeugt. »Niemand ist perfekt oder allmächtig. Es wird in der Tat einen Schwachpunkt geben. Den mußt du herausfinden.«

»Dabei weiß ich nicht mal, was ich alles mit ihr erlebt habe«, murmelte sie. »Es ist in Vergessenheit geraten. Ich habe nur…«

»Laß mich nur machen!«

Kara faßte nach seiner Hand. »Es ist schon gut, Myxin. Ich weiß, daß du es positiv meinst. Aber hatten wir uns nicht vorgenommen, auch mit John Sinclair Kontakt aufzunehmen?«

»Das können wir später erledigen. Auch John wird froh sein, wenn er weiß, wo er hingreifen kann und nicht immer ins Leere faßt.«

»Ja? Das ist möglich.«

»Du versuchst es also?«

»Ich muß es doch.«

»Dann komm!«

»Wo willst du hingehen?«

Myxin deutete auf die Blockhütte. »Dort wirst du dich hinlegen. Es ist besser, wenn du Platz auf einem Lager findest. Da bleibst du dann in einer gewohnten Umgebung liegen und gibst dich einzig und allein dem hin, was auf dich einstürmt. Wenn du dich allein zwischen die Steine stellst, kann das ohne Waffe gefährlich werden. Sie… sie … können dich ebenfalls verschwinden lassen wie das Schwert …«

»Dann wäre ich möglicherweise bei ihr.«

»Und verloren.«

Kara gab Myxin nicht gern recht, in diesem Fall jedoch konnte sie nicht anders. »Außerdem bin ich nicht allein«, fuhr er fort. »Auch der Eiserne Engel wird bei dir wachen. Das kommt alles hinzu, Kara, und wenn du vergleichst, ist mein Vorschlag am besten.«

Für einen Moment stierte sie ins Leere. Dann gab sie sich einen Ruck und stand auf. »Laß uns gehen.«

Sie betraten hintereinander die Hütte. Der Eiserne Engel blieb wie ein Wächter draußen stehen. Myxin drückte die Tür nicht zu, er wollte die dritte Person nicht ausschließen.

Als Kara auf der Bettkante saß, faßte sie wieder nach Myxins Hand. »Ich habe Angst«, flüsterte sie. »Kannst du dir das vorstellen? Ich, Kara, habe plötzlich Angst.«

»Das brauchst du nicht. Ich wüßte auch nicht, wovor du Angst haben solltest.«

Kara hob die Schultern. »Ich weiß es auch nicht genau. Es sind möglicherweise die Umstände, und es ist auch die Furcht davor, daß diese Roya alles vernichten will, was sich ihr in den Weg stellt. Ich frage mich, weshalb sie gekommen ist.«

»Moment mal. Noch wissen wir nichts. Du weißt nicht, ob sie da ist und durch die Welt spaziert. Bisher bist du ihr nur in deinen

Erinnerungen begegnet und in dem anderen, nahezu wehrlosen Zustand zwischen den Steinen. Alles andere sind Vermutungen.«

»Aber sie hat sich mein Schwert geholt. Sie wird es bestimmt einsetzen wollen. Sie wird damit töten und…«

»Kann sie es?«

»Ja.«

»Wie kommst du darauf?«

»Sie war lange bei uns.«

»Auch dann noch, als dir dein Vater das Schwert mit der goldenen Klinge als Erbstück überließ?«

Karas Antwort kam spontan. »Nein, da nicht mehr. Da hatte sie längst ihren eigenen Weg beschritten. Aber sie wird vieles von dem behalten haben, was sie bei uns hörte. Und sie hat ihren Gesang nicht vergessen. Dieses sirenenhafte Geheul, das ich ebenfalls hörte, als ich mich bei den Steinen aufhielt. Roya hat viel, sehr viel dazugelernt, und nicht nur Gutes, das kannst du mir glauben.«

Myxin sprach ihr weiterhin Mut zu. »Trotzdem solltest du nicht aufgeben, meine Liebe. Du mußt weitermachen und auch auf deine eigene Stärke vertrauen.«

»Ich versuche es, indem ich mich unter deinen Einfluß begebe.«

Nach diesen Worten legte sie sich auf den Rücken, hob die Beine an und streckte sie aus.

Myxin schaute auf sie nieder.

Kara blickte in seine Augen, die noch normal waren und ihr auch so vertraut erschienen. Er schenkte ihr das Lächeln mit den Augen und mit seinem Mund, dann aber ließ er sich auf der Bettkante nieder, strich Karas Haare rechts und links des Gesichts zur Seite und nahm ihre Hand. »Ich werde sie festhalten, so daß du immer den Halt verspürst. Ist das gut so?«

»Ich vertraue dir!«

»Gut.«

Er wartete noch einen Moment, dann sah Kara, wie sich der Ausdruck in Myxins Augen änderte. Sie verloren ihren natürlichen Glanz, sie bohrten sich in ihre Pupillen, sie wurden groß, immer größer, und Kara spürte das Rieseln, das durch ihren Körper zog.

Für einen Moment stemmte sie sich gegen diese magische Hypnose an, als wäre ihr plötzlich eine gewaltige Gefahr bewußt geworden, die auf sie zukam.

Das ging vorbei.

Myxin war stärker.

Sie hörte noch seine Stimme. »Alles wird gut, Kara, alles wird gut werden. Du mußt mir nur vertrauen…«

Die Welt der Blockhütte versank. Eine andere tauchte auf, eine, die sie sich nicht erklären konnte. Eine Welt, die es nicht mehr gab, nur

noch in ihrer Erinnerung, aber die wurde durch Myxins magische Hypnose hervorgeholt, auch wenn sie mehr als zehntausend Jahre zurücklag…

***

»Das ist Karas Schwert!« Suko hatte diesen kurzen Satz gesprochen.

Also hatte ich mich nicht geirrt. Die Blonde besaß das Schwert mit der goldenen Klinge, und wenn ich darüber nachdachte, konnte mir beinahe schwindlig werden.

Ich wußte ja, wie sehr Kara an dieser Waffe hing, die das letzte Geschenk ihres Vaters gewesen war. Freiwillig hätte sie das Schwert nie abgegeben! Hatte es einen Kampf gegeben?

Und wie war der zu Ende geführt worden? Lebte Kara noch? Oder war sie nur verletzt?

Ich wußte auch nicht, aus welchem Grunde die Blonde ausgerechnet hier in Stonehenge erschienen war. Zwar sagte man den Steinen eine alte Verbindung zu Atlantis nach, aber sicher war das nicht.

Wahrscheinlich zählte nur die Magie, die es trotz aller Skepsis hier gab.

Ich wartete.

Sie wartete, und wir wußten beide nicht, auf was wir da lauerten.

Natürlich konnten Suko und ich davon ausgehen, daß sie auch uns töten wollte, und mein Freund fing damit an, erste Gegenmaßnahmen zu ergreifen, denn er zog mit einer vorsichtigen Bewegung die Dämonenpeitsche aus dem Hosenbund.

Die Blonde rührte sich nicht. Im Vertrauen auf ihre eigene Kraft ließ sie Suko gewähren, der mich ansprach, ohne großartig die Lippen zu bewegen. Es sollte auch nur eine gemurmelte Frage werden.

»John, wird sie die Waffe auch anheben können?«

»Das ist die Frage.«

»Und deine Antwort?«

»Sollen wir es testen?«

»Es könnte ins Auge gehen. Zumindest eines der beiden Schwerter beherrscht sie perfekt.«

»Okay, wir versuchen es.«

Mehr brauchte ich nicht zu sagen. Suko bewegte sich etwas von mir weg, blieb aber auf gleicher Höhe und geriet in den Schatten eines Steins. Er ging so, daß er von der linken Seite auf die Frau zukommen konnte, ließ sie dabei nicht aus den Augen, und ich war ebenfalls nicht auf dem Fleck stehengeblieben, denn ich wollte von der anderen Seite an sie heran.

Die Blonde tat nichts. Sie traf überhaupt keine Anstalten, sich zu wehren, aber sie öffnete den Mund. Einen Moment später strömte wieder der Gesang über ihre Lippen, der ablief wie eine ausgeleierte

Schallplatte.
Warum sie sang, wußten wir beide nicht. Möglicherweise wollte sie sich Mut machen, und sie hob nicht mal die Waffen an. Die Spitzen berührten den Boden.
Ich dachte an den Film. Ich sah die Szene genau vor mir, als die Mörderin so plötzlich reagiert hatte. Ohne es anzukünden, so rasend schnell hatte sie ihre Waffe hochgerissen und erst den einen, dann den anderen Mann getötet.
Darauf waren auch wir gefaßt.
Aber sie tat es nicht.
Es blieb einzig und allein bei diesem sirenenhaften Gesang. Dann schaute sie uns an, ihr Gesicht war starr und wies trotzdem ein kaltes und wissendes Lächeln auf.
Wir waren stehengeblieben.
Die Umgebung hatte sich plötzlich verändert. Die Steine traten zurück, sie sahen für uns aus, als würden sie von gewaltigen Händen zur Seite geschoben.
Immer weiter drängten sie sich nach hinten. Ihre Umrisse verloren an Schärfe, die Schatten nahmen zu, und aus dem Hintergrund schob, sich etwas anderes heran.
Ich kam mit dieser Veränderung nicht zurecht und ging davon aus, daß Suko ähnlich fühlte.
Ich wußte auch nicht, wo wir uns im Augenblick befanden. In meinem Kopf drehte sich einiges. Ich fühlte den Schwindel in mir hochsteigen, und diese Kraft drückte mich in die Runde.
Wo waren die Steine?
Es gab sie nicht mehr.
Dafür hörte ich den Gesang und sah gleichzeitig eine andere Umgebung, in der ich mich befand.
Ein gewaltiger Himmel türmte sich hoch über mir, in einer Farbe, wie ich sie eigentlich nicht kannte.
Rot? Nein…
Schwarz? Auch nicht direkt. Eher ein kräftiges Violett, das einen gewaltigen Halbkreis auf den Himmel zeichnete, als wären unheimlich breite Pinsel darüber hinweggestrichen.
Das war nicht mehr das Gebiet von Stonehenge. Wir waren entführt worden. Um uns herum befand sich eine andere Welt, eine fremde Dimension, eine andere Zeit.
Atlantis?
Der Gedanke schoß mir nur kurz durch den Kopf, denn das eigentliche Bild und auch ein Geräusch, von mir geschaffen, lenkte mich ab. Ich hatte unter meinen Füßen ein häßliches Knacken und Knirschen vernommen. Sofort senkte ich den Blick.
Ich schauderte zusammen, als ich sah, was mir passiert war. Durch

den Druck meines rechten Fußes hatte ich einen Totenschädel zertreten. Einer von vielen, denn als ich nach vorn schaute, sah ich die Blonde groß wie eine Riesin über ein gewaltiges Leichenfeld hinwegschreiten…

***

Karas Erinnerungen

Einige Jahre waren vergangen. Sie war älter geworden. Man hatte sie in gewisse Dinge des Lebens eingeweiht, und ihr Vater wollte auch, daß sie etwas von der Welt kennenlernte, bevor diese unterging.

Ja, zum erstenmal hatte er von dem Untergang gesprochen, und Kara hatte ihn entsetzt angeschaut. Sie beide hatten zusammen in ihrem Garten gesessen, umgeben vom Duft der blühenden Frühlingsblumen, und sie hatte es nicht wahrhaben wollen.

»Untergang?«

»Ja, die Welt wird untergehen.«

»Du meinst unser Land?«

Delios nickte. »Ja, unser Land, unser Reich, Atlantis. Es wird verschwinden. Die große Katastrophe ist nicht aufzuhalten. Die Entwicklung und das Schicksal stehen gegen uns. Niemand kann es aufhalten.«

»Auch du nicht, Vater?«

»Nein, auch ich nicht.«

Kara rückte näher an Delios heran. Sie brauchte nach dieser Eröffnung den körperlichen Kontakt mit ihm, und sie legte beide Hände um seine Rechte. »Soll ich dich bitten zu sagen, daß es nicht wahr ist? Willst du mir die Angst nicht nehmen?«

Sehr leise klang sein Lachen und zugleich auch beruhigend.

»Angst brauchst du nicht zu haben, Kara. Es wird dauern, sicherlich noch lange, denn die Zeit ist längst nicht reif.«

»Wann wird sie soweit sein, daß…?«

»Ich kann es dir nicht sagen, aber du solltest bereit sein.«

Bettelnd schaute sie ihn an. »In… in … meinem Leben, Vater? Noch in meinem Leben?«

»Ja, das denke ich schon.«

Sie senkte den Kopf. Die Tränen ließen sich nicht aufhalten, und Delios versuchte, seine Tochter zu trösten. Er strich über ihr langes, dunkles Haar, das sich zwischen seinen Fingern anfühlte wie Seide.

»Dem Schicksal kann niemand entgehen, liebste Tochter, aber es gibt Menschen, die dafür sorgen können, daß das Schicksal nicht so hart zuschlägt. Das möchte ich dir sagen.«

Kara gab keine Antwort. Sie kam mit den Worten ihres Vaters nicht zurecht und mußte einfach darüber nachdenken, aber auch das fiel ihr schwer, und so gab sie zu, es nicht zu verstehen.

Delios legte zwei Finger unter das Kann seiner Tochter und hob deren Kopf an. »Ich möchte nicht, daß du traurig bist, meine Liebe, nein, das möchte ich nicht.«

»Aber… aber … du hast doch selbst gesagt, daß unser Land untergeht und wir alle sterben müssen. Dieses riesige, herrliche Land, diese gewaltige Insel, die …«

»Vom Meer verschlungen werden wird.«

»Ja, das meine ich.«

»Nur solltest du noch gewisse Dinge wissen, meine Tochter.«

»Welche?«

»Ich hatte es dir schon angedeutet, Kara. Aber du wirst nicht richtig zugehört haben, was auch verständlich ist.«

»Dann sag es mir bitte genauer.«

»Das will ich gern. Es ist genau die Zeit, um es zu tun. Ich habe vorhin erwähnt, daß bei manchen Menschen das Schicksal nicht so hart zuschlägt, wenn man bereit ist, gewisse Wege zu beschreiten, die nur Eingeweihten vorbehalten sind.«

»Dir?«

»Nein, mir nicht mehr. Ich werde dann zu alt sein. Aber du, Kara, wirst leben, und das ist am wichtigsten, und du wirst dich dann auf mich verlassen können.«

»Kannst du das Schicksal überlisten, Vater?«

Delios zögerte mit der Antwort. »Ja und nein, meine Tochter. Ich kann es ein wenig verändern. Wenn dieses Land einmal untergehen wird, dann werden nicht all seine Bewohner sterben. Es wird einige geben, die der großen Katastrophe entkommen können. Allerdings müssen sie sich zuvor darauf vorbereitet haben, und ich denke, daß du, meine Tochter, zu diesen Menschen gehören wirst.«

»Ich?« staunte sie.

»Ja.«

»Aber was kann ich tun?«

Delios lächelte. »Zunächst mußt du lernen. Du bist alt genug, um dich in diesem Land umzuschauen. Du wirst dein Elternhaus schon bald verlassen und dich auf die große Reise begeben. Du wirst mit einem Boot zu den Inseln hinausfahren, dir werden zwei Welten begegnen, die gute und die schlechte. Du wirst Menschen erleben, die mächtig sind, und du wirst dich fragen, ob du sie überhaupt noch als Menschen ansehen kannst, weil sie mit den finsteren Mächten in Verbindung stehen. Mit Götzen und Dämonen, mit Wesen wie dem Schwarzen Tod oder anderen, die das Dunkle Reich wollen und den Untergang auch nicht aufhalten können. Du wirst lernen müssen, dich zu verteidigen, und du wirst auf deinen Reisen durch dieses wunderbare Land schließlich froh darüber sein, daß ich dich oft genug behandelt habe wie einen Sohn und dir zeigen konnte, wie man sich

verteidigt und wie man mit den Menschen zurechtkommt. Du hast viel gelesen, du hast vieles gelernt, du verfügst deshalb über ein großes Wissen, und Wissen ist Macht. Aber du hast auch gelernt, mit der Waffe umzugehen und dein Leben zu verteidigen. Wenn beides zusammenkommt, wie es bei dir eben der Fall ist, brauchst du vor dem Leben keine Angst zu haben.«

Kara nickte. »Das stimmt, Vater, und dafür bin ich dir auch dankbar, aber du hast nie von dem Untergang gesprochen und mir auch nicht erklärt, wie ich ihm entkommen kann.«

»Das werde ich später tun!«

»Wann ist das?«

Eine Dienerin huschte durch den Fackelschein und blieb vor den beiden stehen. Sie erkundigte sich, ob sie noch gebraucht würde und noch etwas Wein holen sollte.

»Ja, bitte, hol uns noch Wein. Danach kannst du dann ins Bett gehen.«

»Danke, Herr.«

Delios wartete, bis die Frau verschwunden war. Er antwortete seiner Tochter. »Es ist das Vorrecht der jungen Menschen, ungeduldig zu sein. Es ist kein Nachteil. Ich bin es damals auch gewesen, deshalb kann ich dich gut verstehen. Aber laß dir bitte gesagt sein, daß ich dir die Antwort noch nicht geben kann. Du bist wirklich noch zu jung. Du mußt erst Erfahrungen des Lebens sammeln. Du mußt beide Seiten kennenlernen, die gute und die schlechte, und du wirst so erfahren, daß so ein Leben aus Höhen und Tiefen besteht. Du wirst in dieser Zeit zu einer großartigen Frau heranreifen, das weiß ich, denn alle Voraussetzungen sind bei dir gegeben. Ich werde stolz auf dich sein können, denn die Erfahrung wird dich lehren, genau abzuwägen, was du tust und was du lieber läßt. Schon kann ich dir sagen, daß du ein interessantes Leben führen wirst.«

Kara hatte ihrem Vater staunend zugehört. Sie wußte, daß er ein sehr weiser Mann war, denn es gab viele Menschen, die bei ihm Rat suchten und auch fanden. Er verfügte über ein großes Wissen, nicht allein, was die Künste der Mathematik oder der Sprache angingen, nein, er war auch ein Mensch, der hinter die Dinge schaute. Er war Forscher, Wissender und Magier zugleich und deshalb sehr geachtet. Im Gegensatz zu anderen hatte er nie den Pfad des Guten verlassen. Er war immer dafür, die Menschen zu achten, ging aber mit großer Strenge gegen die vor, die die Gesetze übertraten und sich dem Bösen angeschlossen hatten.

Hinzu kam noch etwas: Kara vertraute ihrem Vater bedingungslos. Deshalb richteten seine Worte sie auch auf. Sie fühlte sich plötzlich stark und wie unter einem Schutz stehend.

Die Dienerin kehrte zurück und brachte den Wein. Aus der Karaffe

schenkte sie den Roten ein und zog sich lautlos zurück. Zwei Hände griffen nach den Gefäßen, und als Kara ihres angehoben hatte, fragte sie: »Auf was sollen wir trinken, Vater?«

»Auf dich, meine Tochter, und darauf, daß es dir immer gutgehen wird, zu allen Zeiten.«

»Allen Zeiten?«

»Ja.«

»Was bedeutet das?«

Der weißhaarige Mann lehnte sich zurück. »Ich glaube fest daran, daß du Zeiten erleben wirst, die so weit in der Ferne liegen, daß wir beide uns überhaupt nicht vorstellen können, wie sie aussehen. Ja, das ist meine Meinung!«

Kara schüttelte den Kopf. »Bist du sicher? Irrst du dich nicht, Vater?«

»Nein.«

»Wie kannst du…?«

»Bitte, laß uns diesen Wein trinken.«

Sie nickte. Der Rote war wunderbar. Ein Getränk wie geschaffen für eine tolle Nacht oder einen lauen Abend, und Kara schmeckte ihn noch lange nach, wobei sie nachdenklich vor sich hinschaute.

»Was bedrückt dich?« fragte Delios.

»Ich habe über deine Worte nachgedacht, Vater.«

»Das ist gut.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob es gut ist.«

»Warum nicht?«

»Wenn ich ehrlich sein soll, dann haben Sie für mich nach einem Abschied geklungen. Ein Abschied, der uns beiden bevorsteht, Vater. Habe ich mich da geirrt?«

Delios schaute gegen den Himmel, wo sich die Sterne wie starre Funken auf einem dunkelblauen Samtkissen verteilten. »Du hast sehr gut zugehört, Kara.«

»Also ein Abschied?«

»Ja.«

Sie erschrak heftig und preßte ihre Hand in Herzhöhe gegen die Brust. »So schnell schon?«

»Es muß sein.«

»Wann denn?«

»Du hast noch drei Tage Zeit.«

Kara schwieg. Sie wollte nichts mehr fragen, denn sie wußte, daß sie ihren Vater nicht umstimmen würde. Wenn er sich einmal zu etwas entschlossen hatte, zog er es auch durch.

»Ich möchte jetzt in mein Bett gehen.«

Delios nickte. »Tu das. Es ist am besten für dich. Du wirst bestimmt noch über einige Dinge nachdenken wollen, bevor du einschläfst.«

Kara stand auf. Sie küßte ihren Vater auf die Stirn und ging davon.

Er schaute ihr nach, und ein wie verloren wirkendes Lächeln glitt über seine Lippen. Er hatte seine Tochter einweihen müssen, sie war jetzt zwanzig Jahre alt geworden und konnte nicht immer unter dem Schutz ihres Elternhauses bleiben. Sie mußte einfach auf das noch vor ihr liegende Leben vorbereitet werden, auch auf das Leben danach, aber davon hatte er ihr bewußt nichts erzählt.

In dieser Nacht fand Kara kaum Schlaf.

***

Kara schlug die Augen so plötzlich auf, daß der kleine Magier zurückzuckte. Er war jemand, der nicht so schnell überrascht werden konnte, in diesem Fall aber war es Kara gelungen. Das Band der magischen Hypnose war gerissen, und mit einem verwunderten Ausdruck in den Augen setzte sie sich auf. Etwas verwirrt schaute sie sich auch weiterhin um und sah ihren Partner an wie einen Fremden.

»Myxin…?«

»Ja, ich bin es.«

Kara wischte über ihre Augen. »Seltsam, aber ich…«

»Hast du einen anderen erwartet?«

»Ja«, murmelte Kara, »meinen Vater.«

»Oh, wie…«

»Ich habe ihn gesehen. Ich saß mit ihm zusammen. Er hat mit mir geredet, er hat mich auf meine Zukunft vorbereitet. Ich war damals noch jung, zwanzig Jahre, glaube ich…«

»Dann hast du keinen Kontakt zu dieser Roya aufnehmen können?« fragte Myxin.

»So ist es.«

Der kleine Magier war ratlos. »Das verstehe ich nicht so recht. Bei der ersten Hypnose hast du doch…«

»Es war vielleicht wichtig, daß ich mich daran erinnern sollte. Ich habe mit meinem Vater lange gesprochen, doch es ist kein Wort dabei über Roya gefallen.«

»Um was ging es dann?«

»Um mich, um meine Zukunft, um den Untergang, den mein Vater voraussah, wobei er mir erklärte, daß ich keine zu große Angst zu haben brauchte, wie sich später auch bewahrheitet hat, sonst würde ich nicht hier neben dir sitzen.«

»Es hat uns also nichts gebracht!« stellte Myxin fest.

»Das glaube ich auch. Nicht so, wie wir es uns gedacht haben. Nicht für jetzt, sage ich mal.«

»Es muß trotzdem wichtig gewesen sein. Eine Etappe auf deinem Weg ins Leben, Kara.«

»Daran denke ich auch.«

»Gut«, sagte Myxin. »Ich bin auch bereit, es noch einmal zu

probieren. Wir müssen weitermachen, Kara. Wir dürfen jetzt auf keinen Fall aufgeben, das wäre verkehrt.« An ihrem Blick las er ab, daß es ihr keinen großen Spaß machte, aber Myxin konnte manchmal sehr penetrant sein. »Noch einmal. Denk an dein verlorenes Schwert. Unser Ziel ist noch nicht erreicht. Bisher hast du keine Spur von dieser Person gefunden. Es muß und es wird eine Verbindung geben.«

»Das denke ich auch. Aber wie kann man sie finden? Es ist so schwer. Ich fühle mich dem hilflos ausgesetzt.«

»Nein«, sagte Myxin lächelnd. »Hier bei den Steinen und in der Blockhütte wird dir nichts geschehen. Nicht nur ich werde über dich wachen, auch der Eiserne Engel, und auf unseren Schutz kannst du dich verlassen, Kara.«

Sie nickte. »Das weiß ich ja.«

Myxin hob ihre Hände an. »Noch ein Versuch?«

Sie nickte.

»Dann bitte.«

Kara wußte, was sie zu tun hatte. Sie drückte ihren Körper zurück und legte sich auf den Rücken. »Ich hoffe, dass wir diesmal Erfolg haben werden«, hauchte sie. Ihr fiel es bereits schwer, das letzte Wort zu sprechen, denn da hatte Myxin seine Kraft eingesetzt und Kara gebannt.

Die Augenlider sanken nach unten. Und wieder fühlte sie sich leicht, so unwahrscheinlich leicht…

***

Wir beide wollten es nicht glauben. Es war einfach furchtbar, und neben mir stöhnte Suko leise auf. »John, sag mir, daß ich hier einen Traum erlebe.«

Ich sagte nichts. Nicht weil ich nicht wollte, ich konnte einfach nicht sprechen. Beide standen wir am Rand eines gewaltigen Schlachtfelds, das mit Leichen übersät war, wohin wir auch schauten.

Leichen, die sich im starken Zustand der Verwesung befanden, lagen an vielen Stellen übereinander. So wie sie gefallen und gestorben waren. In einigen Knochen steckten noch die Waffen. So sahen wir die Schäfte der Lanzen in die Höhe ragen, an ihnen die aufgespießten Totenschädel.

Über dem Leichenfeld lag ein Geruch, der eigentlich keiner war.

Uns kam es vor, als hätte jemand ein gewaltiges Tuch gespannt, das unseren Augen jedoch verborgen blieb. Unsichtbar wehte es über diesen Schrecken hinweg und trieb uns den Gestank nach vermodertem Fleisch und alten Knochen entgegen.

Auf dem Feld aber bewegte sich die Blonde. Es sah aus, als würde sie auf einem Steg laufen. Ihr Schwert hielt sie in der rechten Hand, das mit der goldenen Klinge hatte sie weggesteckt, und es machte ihr auch

nichts aus, dass sie uns den Rücken zuwandte. Den Mantel hatte sie auf die linke Schulterseite geschoben und ihn dort festgehakt, so daß wir auf ihren nackten Rücken und auf noch mehr schauten.

Manchmal bewegte sie die Schwertklinge sehr lässig. Mit der Spitze hob sie dann irgendeinen Schädel an und schleuderte ihn mit einer nahezu verächtlichen Bewegung weg. Weit im Hintergrund prallte er zwischen die anderer Gebeine und hatte dort seinen neuen Platz gefunden.

Sie schleuderte Knochen hoch, und sie sang dabei. Diesmal leiser, aber durchaus hörbar. Es war das Lied der Siegerin, der tödlichen Sirene, der Totensängerin. Sie hatte gewonnen, die Leichen lagen vor und zwischen ihr, und sie konnte sich an ihrem Ableben erfreuen.

»Wo sind wir hier?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Irgendwo in der Vergangenheit gefangen, denke ich mal.«

»Ist dir das nicht zuwenig?«

»Im Prinzip schon, aber ich weiß nicht mehr.«

»Wir sollten die Blonde fragen.«

Ich überlegte einen Moment. »Das heißt, wir müßten den Weg über das Schlachtfeld nehmen.«

»Wohin sonst? Zurück können wir schlecht.«

Da hatte er nicht unrecht. Es wollte mir nur nicht in den Kopf.

Vorhin noch hatten wir uns im Zentrum von Stonehenge befunden, und nun standen wir in einer völlig anderen Welt, bei der uns jeder Begriff für eine Beschreibung fehlte.

Daß die Person Karas Schwert besaß, deutete auf die Verbindung zu Atlantis hin. Aber was wußten wir schon von diesem gewaltigen Reich? Im Prinzip nichts. Zwar hatten wir durch Zeitreisen einen Teil von ihm kennengelernt, aber das war nicht mehr als der berühmte Tropfen auf dem heißen Stein. Atlantis war einfach zu groß, das wußte ich, obwohl ich die genauen Ausmaße nicht kannte.

»Willst du?« fragte Suko.

»Bleibt mir denn etwas anderes übrig?«

»Keine Ahnung.«

»Ich hoffe nur auf eines«, sagte ich. »Und zwar darauf, daß diese Leichen endgültig tot sind und nicht plötzlich aufstehen, um uns die knöchernen Klauen zu reichen. Möglich ist ja alles.«

»Ja, das stimmt wohl«, murmelte Suko, »aber damit wollen wir erst gar nicht rechnen. Ich mache den Anfang.«

Er ging.

Ich schaute ihm nach und hörte, wie die Gebeine unter seinen Füßen zerknackten.

Und die Sirene sang noch immer ihr Todeslied…

***

Karas Erinnerungen

In der Nacht war plötzlich ein starker Wind aufgekommen und hatte das Schiff zu einem Spielball werden lassen. Es war gefährlich geworden, die Segel gerafft zu lassen, sie mußten von den Masten geholt werden, und die fünf Männer der Besatzung arbeiteten fieberhaft. An Schlaf war nicht mehr zu denken, auch für Kara nicht, die sich blitzschnell angezogen und ihre Kabine verlassen hatte.

An Deck empfing sie die Hölle!

Die Welt um sie herum war zu einem bösen Tier geworden, in dessen Klauen sich das Boot befand. Das Tier – eine Mischung aus Wind und Wellen – spielte mit dem Schiff. Es trieb das Boot vor sich her, es drückte es hinein in Wellentäler, hob es wieder in die Höhe, als wollte das Maul eines Raubtieres etwas Unverdauliches ausspeien.

Wasser rollte in gewaltigen Wogen über die Reling hinweg. Alle waren durchnäßt, das Schanzkleid konnte die Massen nicht stoppen, auch Kara wurde vom Wind erfaßt und beinahe von den Beinen gerissen. Sie klammerte sich im letzten Moment an einem Mast fest und drehte einer herangischtenden Woge den Rücken zu.

Nur schwerfällig und widerwillig lief das Wasser ab. Zwischen diesen heulenden Windgeräuschen gingen die Stimmen der Männer unter. Wie nasse Gespenster bewegten sie sich über das Deck, oft genug kriechend, um vor den Wassermassen Schutz zu suchen.

An ein Steuern des Schiffes war nicht mehr zu denken. Der Steuermann hatte das Ruderhaus längst verlassen. Er sorgte mit den anderen dafür, daß nicht zuviel Proviant über Bord gespült wurde, und auch Kara wollte nicht untätig sein und den Männer alles überlassen.

Sie wartete, bis sich die Woge wieder zurückgezogen hatte, riß den Mund auf, holte Luft und atmete auch die noch umherwirbelnden Wassertropfen ein.

Als sie sich drehte, sich auch weiterhin festhielt, da blickte sie direkt in das Gesicht des Kapitäns, eines bärtigen Mannes, der auf den Namen Oktavio hörte.

Er hatte sich aus Sicherheitsgründen angeseilt und sah aus, als wäre er selbst aus den Tiefen des Meeres gestiegen. Er trug nur einen Lendenschurz, ansonsten war sein Oberkörper nackt, und nur auf dem Kopf sah er wegen seiner nassen, schwarzen Haare wild aus. Auch der Bart klebte an der Haut fest. Die Augen aber funkelten, als er Kara etwas zuschrie. »Wir haben die Segel nicht mehr halten können. Das Schiff ist zu einem Spielball geworden.« Bei jedem Wort änderte sich die Haltung des Bootes. Mal schwebte es hoch, dann wieder wurde es nach unten gedrückt. Es war ein ständiges Auf und Ab.

»Weiß du, wohin wir treiben?«

»Nein.«

»Es gibt aber Inseln…«

»Vielleicht stranden wir auch.«

Ein gewaltiges Donnern riß ihm die nächsten Worte schon im Ansatz von den Lippen. Von der Backbordseite näherte sich ein riesiges Ungeheuer, so jedenfalls sah die Welle aus, und ihr konnten sie nicht mehr entkommen. Kara fürchtete sich vor dieser Urgewalt, und der Kapitän dachte daran, wie sehr ihm Delios die Sicherheit seiner Tochter ans Herz gelegt hatte. Es würde schlimm für ihn werden, wenn Kara etwas passierte. Die Situation lief genau darauf zu, denn die Frau war nicht durch ein Seil gesichert. Die Woge würde sie packen und über Bord schaufeln.

Das alles schoß Oktavio innerhalb von Sekunden durch den Kopf.

Er sah Kara vor sich stehen, das Gesicht naß und bleich, auf die herandonnernde Woge starrend, und er tat das einzig Richtige in dieser vertrackten Situation.

Er packte mit beiden Händen zu und riß Kara zu Boden.

Genau im richtigen Augenblick, denn die Mörderwelle hatte das Schiff erreicht und wütete über die Bordwand hinweg. Dann kam die große Flut.

Oktavio und auch Kara konnten nichts dagegen tun. Sie wurden von den Beinen gerissen, als hätte man ihnen die Füße einfach weggeschlagen. Plötzlich befanden sie sich in einem Wirbel, und der Kapitän umklammerte Kara so hart, daß es ihr schon weh tat. Aber er mußte es tun, um sie vor der mörderischen Gewalt der Natur zu retten.

Sie wurden wie Treibholz über das Deck geschleudert. Die Richtung wechselte laufend, und durch die Kraft des Wassers drehten sie sich auch um sich selbst.

Kara hielt den Mund geschlossen. Sie durfte die Lippen nicht öffnen, das Wasser hätte sie erstickt, und Sekunden verlängerten sich für sie zu kleinen Ewigkeiten.

Auch prallten beide des öfteren irgendwo gegen, wurden immer wieder zur Seite in eine andere Richtung gedriftet, aber Oktavio ließ seinen Schützling nicht los.

Dann straffte sich das Seil. Oktavio spürte es wie einen Schnitt um die Hüften. Für einen Moment wurde ihm die Luft abgeschnürt, aber das Seil hielt.

Und das Wasser verschwand.

Die Killerwoge hielt nicht ewig. Auch sie gehorchte den Gesetzen der Natur und zog sich zurück. Bis zum nächsten Angriff des Meeres hatten die Frau und die Männer Zeit, sich zu erholen.

Noch immer lag Kara dicht an den Kapitän gepreßt. Sie schnappten nach Luft, sie atmeten sie dabei ein, sie stöhnten, und der Griff des Mannes hatte sich gelöst.

Man konnte sich wieder frei bewegen, aber auch aufstehen. Nur war sie im Moment zu schwach und fühlte sich wie ein Fisch, der an Land geschleudert worden war.

Sie konnte nicht mehr, aber das Meer kannte keine Gnade. Oktavio hatte sich aufgerafft. Er kniete, stützte sich mit beiden Händen ab, während das Schiff ein Spielball der Wellen blieb und auf dem Wasser tanzte wie ein Korken.

»Geh unter Deck, Kara.«

»Nein, ich will helfen!«

»Wir kommen zurecht. Wir sind erfahrene Seeleute. Wir schaffen das schon. Ich habe es deinem Vater versprochen!«

Kara sah ein, daß es sinnlos war, Widerstand zu leisten. Zudem hatte Oktavio recht. Diese Männer kannten die Gefahren des Meeres, Kara aber nicht. Es war ihre erste längere Reise auf einem größeren Schiff, und es war gut, wenn sie unter Deck ging.

Oktavio ließ sie nicht lange überlegen. Recht unsanft ging er mit ihr um, als er sie weiterzerrte und schließlich die Luke aufstieß, die zum Niedergang führte.

Kara rutschte über die Treppe in die Tiefe. Sie konnte froh sein, es geschafft zu haben, und vor den Stufen blieb sie erschöpft liegen. Ihr war schlecht, sie würgte, es kam nichts mehr heraus. Sie hatte sich bereits übergeben, aber sie spürte auch die Schwäche in einem Körper, an dem die Kleidung naß klebte.

Unter Deck hatte sie eine winzige Kabine mit einem Loch als Fenster, durch das immer wieder Wasser schwappte, obwohl sie Tücher gegen die Öffnung gedrückt hatte.

In der Kabine war es schattig und beinahe finster. Sie kroch über den Boden und war froh, die etwas erhöht stehende Liegestatt zu erreichen.

Auf dem Bauch blieb sie erschöpft liegen. Ihre Augen waren geöffnet, aber sie starrte einfach ins Leere. Was sich in ihrer näheren Umgebung befand, nahm sie nicht wahr.

Der Sturm heulte weiter.

Kara erlebte Geräusche, die sie nie im Leben zuvor gehört hatte.

Ein unheimlich klingendes Pfeifen und Heulen, als würde Luft durch eine Flöte aus Gebeinen geblasen. Manchmal schrie der Wind auch auf, dann wieder brauste er, als wären Blätter dabei mit dem Sturm zu tanzen, und es gab sogar Phasen der Ruhe dazwischen, die immer wieder eine Hoffnung in Kara aufsteigen ließen.

Diese Hoffnungen wurden jedesmal zerstört. Das Unwetter fand kein Ende, noch nicht, noch wollte es kämpfen und Sieger über das einsame Schiff bleiben.

Es war gefährlich, steuerlos durch die Nacht zu treiben, denn zwischen den Inseln gab es oft Stellen, die so flach waren, daß Felsen

dicht unter der Wasseroberfläche lauerten. Bootsrümpfe waren dann schnell aufgeschlitzt.

Obwohl sich Kara an den Seiten des schmalen Bettes festklammerte, hatte sie immer wieder den Eindruck, bis hoch gegen die Decke geschleudert zu werden. Das Boot war nur ein Spielball der Wellen.

Am schlimmsten für sie waren die Geräusche, die entstanden, wenn das Wasser mit ungehemmter Wucht gegen die Holzwände des Schiffes donnerte. Da wartete sie dann jedesmal darauf, daß die Bordwand nicht standhielt, doch dieses Schiff war sehr stabil gebaut.

Der Kampf dauerte an.

Kara, die das Gefühl für Zeit verloren hatte, stellte sogar fest, daß sie sich daran gewöhnen konnte. Selbst ihre Furcht flachte ab, und sie blieb auf dem Bett liegen, versuchte, sich dem Schaukeln anzupassen und so ihren Rhythmus zu finden.

Es klappte besser, als sie es sich vorgestellt hatte. Selbst ihre Übelkeit peinigte sie nicht mehr so schlimm. Sie wußte auch, daß sich irgendwann der neue Tag zeigen würde.

Müdigkeit übermannte sie. Kara fiel in einen Zustand der Lethargie. Sie schlief nicht, sie war auch nicht wach, sie dachte nur daran, was wohl ihr Vater dazu sagen würde, wenn er sie so sah.

Er hatte sie geschickt.

Es sollte für Kara eine lange Reise werden. Ein Jahr sollte sie unterwegs sein, auf dem Wasser, auf dem Land. Sie würde Gebiete und Landschaften sehen, von denen sie bisher nicht einmal etwas gehört hatte, und sie würde mit einem reichen Schatz an Erfahrungen zurückkehren, wenn alles gutging. Noch stand es nicht fest. Zudem befand sie sich erst am Beginn ihrer Odyssee.

Ein Sturm kommt, ein Sturm flaut ab. So war es immer, so würde es auch immer sein.

Daß sich der Wind legte, bekam Kara nicht mit, denn in den Morgenstunden war sie tatsächlich in einen tiefen Schlaf gefallen und wurde erst wach, als ein Sonnenstrahl über ihr Gesicht fuhr und die Augen kitzelte.

Da richtete sie sich auf. Schweißnaß blieb sie im Bett sitzen.

Sie lauschte und hörte nichts.

Die Erinnerung war rasch zurückgekehrt. Augenblicklich kamen ihr die Erlebnisse in den Sinn, und sie lächelte, als sie daran dachte, daß der Sturm vorbei war.

Sie lebte.

Das Schiff gab es auch noch. Es hatte den Gewalten getrotzt, und den Schein der Sonne sah sie als ein gutes Omen an. Sie verließ ihr Bett und zerrte das Tuch aus dem Bullauge.

Jetzt hatte das Licht mehr Platz, und sie bekam eine bessere Sicht.

Mit der Hand schirmte sie ihre Augen ab, um einen Blick auf das

Meer werfen zu können.
Es lag im Schein der Morgensonne vor ihr wie ein großer, glänzender Wogenteppich. Der Wind wehte als Brise, und sie hörte über sich die typischen Geräusche, wenn er gegen das Segeltuch fuhr und es zum »Singen« brachte.
Es war ein Zeichen, daß sie Fahrt machten.
Zum erstenmal seit Stunden lächelte sie wieder, auch wenn die feuchte Kleidung an ihrem Körper klebte. Sie zog die Sachen aus und andere an. Kara kleidete sich wie ein Mann. Als Oberteil trug sie eine Weste aus Hirschleder, die sie vor der Brust zusammenschnürte. Der Lendenschurz reichte bei ihr tiefer hinab; das lange Haar hatte sie mit einem Tuch zusammengebunden. An den Füßen trug sie weiche, stiefelartige Schuhe, auch von einem Handwerker der ersten Klasse angefertigt.
So ging sie an Deck.
Kara befürchtete, daß einer der Männer bei dem nächtlichen Sturm über Bord gegangen und ertrunken war. Diese Befürchtung bewahrheitete sich leider, denn sie zählte neben Oktavio nur noch drei Mann Besatzung. Einen hatte das Meer geschluckt.
Oktavio berichtete es ihr, als sie danach fragte. Er und die Männer waren damit beschäftigt, an Deck aufzuräumen, denn der Sturm hatte einiges losgerissen. Der kleinere Mast war eingeknickt. Sie konnten nur noch mit einem Segel fahren, und als sich Kara nach dem Ruder erkundigte, da zeigte Oktavios Gesicht plötzlich Sorgenfalten.
»Ist es zerstört?« fragte sie.
»Nein, das nicht.«
»Aber.«
»Wir müssen es reparieren. Es ist in dem Zustand kaum noch zu gebrauchen. Wenn kein neuer Sturm aufkommt, können wir es bis zur nächsten Insel schaffen.«
Kara schaute zum Himmel.
Dort war nichts mehr von der wilden Kraft der Nacht zu sehen.
Der Wind hatte die Wolken vertrieben und den Himmel zu einer blauen Fläche werden lassen.
Ein strahlendes Tuch, dessen Mittelpunkt eine goldgelbe Sonnenscheibe bildete.
Kara drehte sich um. »Die nächste Insel, Oktavio, wie heißt sie?«
Der Kapitän schwieg.
»Ich habe dich etwas gefragt.« Sie redete so laut, um auch von den anderen drei Männern verstanden zu werden.
»Nun ja…«
»Was ist los?«
Oktavio knetete seine Finger. »Was soll ich dazu sagen? Ich kann es nicht.«

»Warum nicht?«

Er hob die Schultern. »Man spricht nicht gern über die Insel. Sie ist nicht gut.«

»Was heißt das?«

»Sie… sie ist die Insel der Schlachten und der Toten. Eine Leicheninsel.«

Kara starrte Oktavio an und bekam mit, daß selbst dieser harte Mann eine Gänsehaut bekommen hatte. »Ich kenne sie nicht«, sagte sie mit leiser Stimme.

»Das ist auch gut so.«

»Kennst du sie?«

Oktavio hob beide Hände. »Nein, nein, behüte. Ich bin immer weit daran vorbeigesegelt.«

»Und wir können das nicht.«

»Wir könnten es versuchen.« Der Kapitän schaute über das Schanzkleid hinweg in östliche Richtung. »Sie liegt am Horizont wie die Heimat der Toten. Der Westwind treibt uns auf die Insel zu. Da will ich ehrlich sein. Ich kann es nicht ändern, denn unser Ruder muß erst in Ordnung gebracht werden.« Er atmete tief ein. »Deshalb befürchte ich, daß es keine andere Möglichkeit mehr gibt.«

Kara wollte es genau wissen. »Befürchtest du das nur, oder stimmt es auch tatsächlich?«

»Es stimmt.«

Auch sie atmete tief ein. »Gut, dann werden wir eben die Insel anfahren.«

Oktavio nickte nur. Dann schaute er zum Himmel hoch, als sollten die Götter sein Flehen erhören.

Kara aber ging wieder unter Deck. Sie wollte gerüstet sein und holte ihre Waffe.

Es war ein Schwert mit kurzer Klinge. In der Kampfschule hatte sie üben können und gelernt, mit dieser Waffe umzugehen. In ihrem normalen Leben hatte sie es noch nicht gebraucht. Sie rechnete allerdings damit, daß es sich ändern würde…

***

Der Kapitän hatte davon gesprochen, daß sie die Insel der Schlachten oder der Toten sehr bald erreichen würden, aber auch sein Zeitgefühl war durcheinandergeraten.

Noch war das Ufer nicht zu sehen. Kara, die sich an der Reling aufhielt und über das Meer schaute, sah nur die weite, wogende Fläche, auf der sich die Strahlen der Sonne brachen, als wollten sie aus dem Wasser einen Spiegel machen.

Die Aufregung war vergessen, ein strahlender Tag hielt sie umfangen, und auch die neue Bedrohung zeigte sich nicht.

Oktavio trat zu Kara. Er lächelte und strich durch seinen Bart.

Dann brachte er ein Lächeln zustande, als er auf das Schwert deutete. »Du trägst es.«

»Ja.«

»Eine Frau?«

»Ich habe gelernt, damit umzugehen. Ich habe meinem Vater den Gefallen getan, und ich kann dir auch sagen, daß es mir gefallen hat. Ich weiß mit der Waffe umzugehen.«

»Das ist gut.«

»Glaubst du, daß ich mein Schwert bald gebrauchen muß?«

»Es ist möglich.«

Karas Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln. »Gegen wen denn? Gegen die Toten?«

Oktavio schwieg und senkte den Blick.

»He, was ist mit dir los? Warum gibst du keine Antwort?«

»Ich denke nach.«

»Etwa darüber, ob man mit den Toten kämpfen kann?«

»Nein, es ist etwas anderes.«

»Rede!«

Oktavio schaute hinaus aufs Meer, bevor er anfing. »Man sagt, daß sich auf der Insel nicht nur Tote aufhalten. Es gibt auch andere dort, sagt man wenigstens, Geister, unheimliche Wesen.«

»Die Geister der Toten?«

»Durchaus…«

Kara faßte ihn an und zog ihn herum, damit sie in sein Gesicht schauen konnte. »Was verschweigst du mir, Oktavio, was?«

Sein Blick flackerte. Dann sagte er mit leiser Stimme. »Ich verschweige dir meine Furcht.«

»Ach ja…?«

Er nickte.

»Sind die Geister denn so schlimm?«

»Ich habe sie nicht gesehen, aber ich habe genau zugehört, was sich andere erzählten, die an der Insel vorbeisegelten. Sie haben alle den schaurigen Gesang gehört, der ihnen vom Ufer entgegenwehte. Es war ein schlimmer Gesang, das Singen der Sirene. Es war der Triumph über die Schlacht, der Sieg über die Toten, so hat man es sich erzählt, und so wird man es sich auch weiterhin gerzählen.«

»Eine Frau hat gesungen?«

Der Kapitän nickte. »So ist es.«

»Wie heißt sie? Wie sieht sie aus?«

»Wer sie gesehen hat, kann nichts mehr erzählen, denn Tote können nicht mehr reden.«

»Das stimmt«, gab Kara zu und schaute auf ihre Handrücken, wo sich eine leichte Gänsehaut abzeichnete. »Dann tötet sie jeden, der auf die

Insel kommt, denke ich mal.«
»Sie ist voller Gebeine.«
»Aber die sind nicht vom Himmel gefallen. Wo kommen sie her?«
Oktavio hob die Schultern. »Man erzählt sich, daß sie die Seeleute der an den Felsen zerschellten Schiffe aus dem Wasser geholt und auf ihre Insel gebracht hat. Ja, das sagt man. Und dann hat sie die Leichen in die Sonne gelegt. Aber sie hat noch mehr getan.«
»Was denn?«
»Wenn fremde Segler bei der Insel eintrafen, hat sie die Männer umgebracht. Zu Hunderten müssen sie dort liegen.«
Kara wollte das nicht glauben. »Eine Frau? Das ist nicht wahr, das kann nicht stimmen. Wie soll es eine einzige Frau…?«
»Die Götter, Kara, die mächtigen Götter der Finsternis sind ihre Beschützer.«
»Wer mag sie sein?«
»Man nennt sie auch die Totensängerin. Einen anderen Namen kenne ich nicht.« Oktavio preßte für einen Moment die Hände gegen seine Wangen. »Es ist grauenhaft. Ich habe mir immer geschworen, die Insel nicht anzufahren, aber jetzt sehe ich leider keine andere Möglichkeit. Wir werden auf sie zutreiben, und beinahe wünsche ich mir, an den Felsen vor der Insel zu zerschellen.«
»So groß ist deine Furcht?« fragte Kara spöttisch.
Er nickte und legte seine Hand als Sonnenschutz vor die Augen.
Der Blick des Mannes flog weit über das Meer hinweg. Er wollte das andere Ufer erkennen, und er hatte Glück.
»Da ist die Insel!«
»Wo?«
Mit der linken Hand und dem ausgestreckten Zeigefinger wies er über das Wasser. »Wenn du gute Augen hast, dann kannst du den flachen dunklen Streifen erkennen.«
»Ja, ich habe gute Augen.«
»Dann schau hin.«
Kara strengte sich an. Zuerst sah sie nichts. Auf der wogenden Fläche tanzten einfach zu viele Lichtreflexe, die eine große Unruhe in das Gesamtbild brachten und den Suchenden von den eigentlichen Dingen ablenkte.
»Siehst du den Schatten?«
Genau in dem Augenblick entdeckte sie ihn. »Ja, er ist da, und er sieht normal aus.«
»Noch!« flüsterte Oktavio.
»Du kannst mir nicht sagen, wie es auf der Insel aussieht? Ob sie flach ist oder hügelig…«
»Bei allen Göttern, nein, ich war nie dort!« Er erschrak zutiefst.
»Ich habe mich immer gehütet. Dreh dich um und schau dir meine

Männer an. Auch sie wissen Bescheid.«

Kara drehte sich.

Der Kapitän hatte nicht gelogen. Drei schon jetzt bleiche Gestalten standen wie Statuen auf dem Deck des Schiffes. Die Gesichter verzerrt, die Augen weit offen. Kara kannte sie als harte Arbeiter. Daß sie eine derartige Furcht hatten, wollte ihr nicht in den Kopf. Obwohl sie zugeben mußte, schon des öfteren bei den Märchen- und Legendenerzählern der Stadt schlimme Geschichten über Monster und Dämonen gehört zu haben, die in geheimnisvollen Verstecken lebten.

Auch über Seeschlangen und monströse Wasser-Ungeheuer war gesprochen worden, aber damit hatten sie nichts zu tun bekommen.

Oktavio erweckte jetzt den Eindruck, als wollte er nicht mehr reden.

Kara tat ihm den Gefallen und schwieg ebenfalls. Statt dessen konzentrierte sie sich auf das neue Ziel, das im gleißenden Licht der Sonne lag und allmählich immer näher heranrückte.

Der Schatten war nicht mehr so hell und unscharf. Kara kannte andere Inseln, sie hatte auch schon einige Reisen als Begleiterin ihres Vaters hinter sich gebracht, aber so wie hier hatte sie noch keine Insel erlebt, auf die sie zugefahren waren.

Die Insel war so flach wie eine Teigform. Es gab keine Erhebung auf ihr, aber auch nichts Grünes. Keine Bäume, Sträucher, Hecken oder Blumen.

Ein ödes Stück Land.

Ein Land des Todes.

Kara wurde durch das Murmeln aufmerksam, das hinter ihrem Rücken aufgeklungen war. Ohne ihren Standort zu verändern, drehte sie sich um. Die vier Männer der Besatzung standen beieinander und schickten den Göttern Gebete entgegen.

Kara hütete sich, über die Männer zu lächeln. Sie wollte sich auch nicht daran beteiligen, sondern konzentrierte sich auf den Rest der Reise und auf das Wasser, das eine gewisse Unruhe zeigte. Auch das Schiff fuhr nicht mehr so ruhig. Die Brandung war enorm.

Der Kapitän schickte seine Männer auf die Posten. Er selbst versuchte sich am Ruder.

Das interessierte Kara nicht.

Sie hatte den Gesang gehört.

Er wehte ihr entgegen. Nur Sekunden dauerte es, bis ihr plötzlich ein Licht aufging.

Den Gesang kannte sie.

Er war typisch für eine bestimmte Person. Plötzlich wußte Kara, wer sie auf der Insel erwartete.

Roya, die verschollene »Schwester«…

ENDE des ersten Teils